Deutsche Abenteurer

Albrecht Wirth


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Deutsche Abenteurer

von
Dr. Albrecht Wirth

Deutscher Volksverlag
München



Deutsche Abenteurer

Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.

Deutsche Abenteurer

von

Dr. Albrecht Wirth



Deutscher Volksverlag Dr. E. Boepple
München

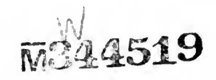
Inhalt.

Vorklang.

Abenteuer, ich liebe dich! Du bist der zeugende Strom der Kraft, die sprudelnde Tat! Abenteuer, du Tochter der Sehnsucht, du Braut des Verlangens, du Mutter der Erfüllung, du weckst die Schlummernden und leitest die Erwachten. Voll und rund, so strotzen deine Arme; sieghaft und kühn blickt dein Auge. Vor dir ist uferlose Zukunft; vor dir ist die dämmernde Ferne, liegt lockend die weite, weite Welt. Du führst und verführst. Du leitest zu strahlenden Burgen und zu finsteren Sümpfen. Deine Lieblinge erklimmen schimmernde Gipfel, die von dir Verführten geraten in weglose Klammen und stürzen in den Abgrund. Den einen bist du Polarstern, erhellendes, weithin leuchtendes Feuerzeichen; den anderen bist du ein Irrwisch.

Vor dir spielt anmutig ein Säugling, mit neugierigen Gliedern die Erde ertastend, die Lust am Unbekannten. Daneben steht die Patin, die Unverzagtheit. Vor dir balgen sich halberwachsene Zwillinge, Erfindung und Entdeckung. Die Kinder haben ältere Brüder, den Wagemut und den Wanderdrang. Diese rüsten sich zur gefährlichen Jagd, zur beschwerlichen Bergfahrt. Zustimmend und wohlgefällig schaut die Freude den Geschwistern zu. Halb verächtlich blickt eine vierte Schwester von der Gruppe weg, die Gefahr. Ein Bräutigam naht sich der Freude, der Erfolg. Im Hintergrunde stehen düstere Gestalten, drei griesgrämige Oheime: der Mißerfolg, der Haß und der Tod.

Abenteuer, du bist wie die Liebe. Bist Quell des Lebens und Quelle des Leids. Hochherrlich kannst du sein,



entzückend und göttlich, aber auch verderblich, schrecklich, verhängnisvoll. Auch die Liebe ist wetterwendisch, zumal in fremden Landen. Ulrich von Lichtenstein wird hoch herab aus dem Fenster gestürzt; die Sirenen töten ihre Verehrer; Lotosesser und Prinzgemahle vergessen der Heimat.

Frau Aventiure, dich umarmen die Helden, Gralsritter und Nibelunge. Frau Aventiure, dir jauchzen die Frauen.

Aber Kudrun wartet barfuß im Schnee, stolz alle unerwünschte Werbung ablehnend, auf den echten Freier. Er kommt, und der falsche Freier wird erschlagen. Aventiure, du lockst in blaue Ferne, du bringst deine Söhne zu Sieg und Reichtum, aber du verlockst deine Stiefkinder zu Armut und Tod.

Siehe, da erscheint unerwartet der Schwanenritter, und Elsa von Brabant wird sein Gemahl. Siehe, da fährt im prunkenden Wagen triumphierend der Eroberer, und vor ihm reiten die mutigen Krieger. Unversehrt kehren die einen Krieger vom bunten Abenteuer zurück, froh der errungenen Beute; als Leichen liegen auf der Bahre die anderen, getötet vom wütenden Keiler oder gefällt in der männermordenden Schlacht.

Deutsche Knaben, eure Augen strahlen, wenn ihr von seltenen Fahrten und Taten hört. Allein, wehe euch, wenn ihr den Reizen des Abenteuers unterliegt: ihr vergeht und versinkt! Hütet euch, deutsche Knaben wie Männer, vor uferlosen Weiten! Hütet euch, wenn das Abenteuer ziellos, grundlos, zwecklos euch in die Ferne wirft, euch wild im unfruchtbaren Kreise herumtreibt! Wahrt euch vor dem Alltag, der die Seelen verkümmert und die Herzen vertrocknet; indes wahrt euch nicht minder vor nutzloser Irrfahrt! Zweck und Ziel sei, dem eigenen Volke zu nützen. Kein Dienst für Fremde! Das Herz gehört dem Vaterland!

Schildtberger.

War da ein muntrer Edelknab' in bayrischen Landen, genannt Schildtberger, ein Sohn der schönen Stadt München. War kaum sechzehn Jahr alt, da ließ es ihn nicht mehr daheim, sondern wollte hinaus in die Welt, hinaus zu Abenteuer und Krieg. Damals drohte der Christenheit Gefahr von Osten. Wie ein gewaltiger Wirbelsturm nahten die Türken von Kleinasien her, schlugen die Serben und die mit ihnen verbündeten Rumänen auf dem Amselfelde aufs Haupt, und schickten sich schon an, über die Donau vorzudringen, und so auch uns Deutschen, deren äußerste Vorposten seit zwei Jahrhunderten in Siebenbürgen standen, gefährlich zu werden. Ein Fürst, der Ungarns Krone trug und später deutscher Kaiser wurde, der unruhige, wagemutige Siegmund und mit ihm der Papst und die Venezianer, sie beriefen die Ritterschaft des ganzen Abendlands zum Kreuzzug. Auf gegen die Ungläubigen, gegen die Jünger des Propheten, auf gegen die wild heranbrausende, alle Dämme überwogende Flut der Osmanen. Unser junger Münchener schließt sich als Schildknapp einem bewährten Ritter an und zieht mit dem Heere Siegmunds die Donau hinab, bis in die Walachei.

Schildtberger, dessen ritterliche Ahnen bis 1190 nachweisbar sind und von dem Nachfahren oder sonstige Anverwandte noch heute in München leben, „kam uß der haydenschafft wieder nach der haymat, als man zalt 1427 jare. Und was ich die zit in dem land der haydenschafft strites und wunders erfaren und och was ich hoptstett und wassers gesehen und gemerken mügen hab, davon vindent ir hienach geschriben, villicht nicht gar volkomenlich, dorumb daß ich ein gefangener man und nicht min selbs was“.

Die Schlacht bei Nikopolis ging durch die Franzosen verloren.

„Kunig Sigmund — nam das volk zu ym und zoch zu dem Ysuin tor (dem eisernen Tor bei Orsova) das da schydet vngern und pulgery (Bulgarei) und die Walachy. Und da fur er über die tunow (Donau) in die pulgary und zoch für ein stat, genannt Pudem (heute Widin) und zoch für ein ander stat, die heißet Schiltau; man nennt sie aber in haydnischer Sprach Nicopolis. Da lag er zu wasser und zu land 16 tag — da kam der hertzog der Walachy gennant Wertherwaywod (Mircea, der Woiwode) und begert an den kunig, daß er ihm die vint schowen (daß er ihn die Feinde beschauen, d. h. auskundschaften) ließ. Des gewärt im der kunig. — und sie hetten zwenitzig paner (20 Banner) und unter yeglichem paner waren zehntusend man — da bat der hertzog us der Walachy, daß er ihm das erst anryten ließ (anreiten, angreifen). Das wolt im der kunig erlopt haben. Das erhort der hertzog von burguny (Burgund), der wolt im der eren nicht gunnen noch nyeman anders. — bat er den kunig, daß er im das erst anryten lies tun. Dorumb als man schatzt, das er wol mit Sechs tusend mannen so verr (ferne des) landes dahin was gezogen und so gros gut verzert hett. Sie hetten vor (früher) och mit den turcken gevochten und westen ir gevert bas dann die andern. Des wolt er den vngern och nit gunnen. Und nam sin volk zu im und reit die vind an, und reyt durch zwein Huffen. Von da er an den dritten kam, da kert er sich vmb und wolt wieder hinder sich sin. da hetten in die vind umbzogen. vnd sin volk was mer denn halb von den pferden komen, wenn (da) die Turcken nur in die pfert hetten schossen; vnd er mocht nit davon und ward gefangen. Vnd da kunig erhort, das der hertzog von burguny die vind hetten geritten an, da nam er das ander volk zu im, vnd rait über zwölf tusend fußgenger an, die ruecken vor an hin hetten geschickt. Die wurden all von im erschlagen und ertretten. Und in dem strit ward

min herr Richartinger von sinem pfurt geschossen. Und ich hanns schildtberger sin renner ersach das und rait zu im in das heer vnd bracht in uff min Pferd. Vnd ich kam uff ain anders. Das was ains turcken gewesen. Vnd da die fußgenger all erschlagen wurden, Da zoch der kunig vff einen andern heer uffen, die waren ze roß. Und do das der turkische kunig sach, da wolt er die flucht haben geben. Das ersach der hertzog uß Serbien, genannt despot, vnd kam dem turckischen kunig zu hilff." Es ist die alte Geschichte: die Christenheit selbst ist nicht einig. Namentlich durch den Verrat slavischer Fürsten sind die Osmanen groß geworden. Der Serbe kam mit 15 000 Mann und „zoch vff des kunigs Paner und legt es nider und da das der kunig sach, daß im das Paner was under gegangen und das er nicht bleiben mocht, da gab er die flucht".

„Da nun die ritter und knecht sahen, daß der kunig was geflohen, fluhen sie och vnd ir vil geflohen zu der tünow vnd do kamen etlich under innen uff die scheffer (Schiffe). Do warent die scheffer so vol worden, daß sie nit daruf mochten bliben. Und wann andere noch daruf wolten, so schlugen sie inen die hend ab. Die ertruncken denn in dem wasser." Schildtberger beschreibt dann, wer in der Schlacht fiel und wer gefangen und geköpft wurde. „Do nam man min gesellen und schlug in die Köpf ab und do es an miech ging, da ersach mich den kunigs (Sultans) sun und schuff (schaffte an, wie man noch heute in München sagt, befahl) das man mich leben lies. Da führt man mich zu den andern knaben; wann (dieweil) man nyemant tötet vnder 20 jaren. Do was ich kom sechszehn jaren alt. Und das plut vergießen weret von morgen bis uff vesper (Abend)." Schildtberger bleibt nun sechs Jahre im Gefolge Bajazids und nimmt an seinen Kriegszügen, namentlich in Kleinasien, teil. Der tatarische Welteneroberer schreibt ihm: wie kannst du Blattlaus dich erkühnen, gegen

mich Elefanten anzugehen? Es kommt zur Schlacht bei Angora. „Da hetten sie ein vermessen strit miteinander." Tamerlan führte 32 Elefanten in den Kampf. Er gewann. Bajazid ward gefangen und starb unterwegs. Der Münchner ward ebenfalls gefangen und „rait dornach mit im", schloß sich als Söldner gezwungenermaßen dem Timur an und kriegte mit ihm in Ägypten und Persien. Er sieht zu, wie der Eroberer aus Tausenden von abgehauenen Köpfen Schädeltürme errichtet, wie er bei Isphahan seine Reiter über Tausende von unmündigen Kindern führte und die Kinder zertrat. Für den Tod Timurs gibt er als Ursache eine Haremsgeschichte an. Der Eroberer hatte drei Weiber und besondere Liebe zur jüngsten. Wie er nun auf der Heerfahrt war, hatte sich gerade diese mit einem großen Vasallen „vermischet". Als Timur zurückkehrte, verriet ihm die älteste Frau, wie die jüngste „ihren Kranz zerbrochen hätte". Er wollte es nicht glauben. Die Angeberin sprach jedoch: Gehe zu ihr und heiß sie ihre Truhe öffnen. Dort findest du einen Ring mit Edelstein und Briefe, die er ihr geschickt hat. So geschah es. Die Ungetreue bat um Gnade. Er befahl jedoch zur Stunde, daß man sie köpfe. Dann schickte er fünftausend Reiter, um den Vasallen zu bringen. Dieser aber floh nach Masenderan am Südufer des Kaspisees. Da konnte ihn Timur nicht fassen. Dies wurmte ihn, wie auch die Hinrichtung seiner Lieblingsfrau. Vor Kummer starb er, gerade als er sich aufgemacht hatte, China zu erobern.

Zuletzt kam der Münchner nach mannigfachen Kreuz- und Querfahrten im Kaukasus und dem Gebiet der Goldenen Horde gar bis Sibirien im Gefolge des edlen Nogaiers Edigi. Zum Lande Ibissibur (Sibirien, das hier zum erstenmal in der Weltgeschichte erwähnt wird) reisten sie zwei Monate. „In dem land ist ein pirg, das ist zwo und drißig tagweid lang (der Ural). Danach komt eine

Wüste, das Ende des Erdreichs. Im Gebirge leben wilde Leute, die am ganzen Leibe über und über behaart sind (vielleicht die Ainu in Japan oder Verwandte). Die Rosse sind nur so groß wie die Esel. Es gibt dort Hunde, die ziehen Karren und Schlitten. Sie essen auch die Hunde (stimmt alles noch heute). Viele Einwohner sind Christen (seit dem achten Jahrhundert war in der Tat das Christentum bei türkischen Stämmen Mittelasiens verbreitet, war jedoch längst wieder verblaßt, höchstens daß einige Nestorianer noch vorhanden waren. Auf diese Tatsache geht die mittelalterliche Kunde von dem Königreich des Priesters Johannes zurück). Besonders merkwürdig ist noch eine Nachricht Schildtbergers von Amazonen, die da beweist, daß es diese wirklich gegeben hat. Auch bei den Esthen gab es vor alters Amazonen.[1]) Kerenski, der russische Revolutionär, rüstete zwei Weiberregimenter aus. Schildtberger war Augenzeuge, als die Tatarenfrau Sadur Melik mit viertausend Jungfrauen und Frauen zum Edigi kamen. Wann diese in die Schlacht ritten, banden sie sich auf eine Seite ein Schwert, auf die andere einen „hantbogen“ (Armbrust). Die Rückreise geschieht durch den Kaukasus und über Kaffa auf der Krim, wo er sechs Religionen antrifft (vermutlich katholische und orthodoxe Christen, Mohammedaner, Talmudjuden und Karaitische Juden, endlich buddhistische Kalmücken). Er vereinbart mit fünf Christen, heimlich zu entweichen. In der Nähe von Poti, an den Westhängen des Kaukasus, flohen sie auf ein Schiff, wurden noch von türkischen Seeräubern gejagt, kamen aber durch nach Sinope und dann nach Konstantinopel, wo sie dem Kaiser selbst vorgeführt wurden und all ihre Schicksale erzählen mußten, und ebenso dem Patriarchen. Nach drei Monaten Aufenthalts zu Konstantinopel reist Schildtberger über Akerman an der Mündung des Dnjestr, dann den Fluß aufwärts durch die Moldau

[1]) Möller van den Bruck, Der preußische Stil, im Anfang.

nach Lemberg und Krakau. Von hier ging es dann mühelos über Eger nach Regensburg und Freising. In seiner Heimat wurde der Rückkehrer freundlich aufgenommen und ward Kämmerer des leutseligen Herzogs Albrecht III.

Die Schweizer.

Gewohnheitsreisläufer und Großlieferanten von Landsknechten waren die Schweizer. Sie taten das, ohne zu erröten, ganz öffentlich, ja sogar amtlich. Schon 1454 schloß die Eidgenossenschaft einen Vertrag mit einem Franzosenkönig, der sie verpflichtete, ihm regelmäßig Söldner zu schicken. Einige Jahre später verabredete sie einen ähnlichen Vertrag mit dem Papste Pius II. Der Herzog von Mailand, Sforza, der gegen den Papst Alexander VI. und die Franzosen zu Felde zog, nahm gleich 8000 Schweizer Landsknechte in seinen Dienst. Die Franzosen taten ein gleiches und nahmen 10 000 Mann. So kämpften Schweizer gegen Schweizer. Es ging nicht ohne Verrat ab. Ein Mann aus Uri gab um Geld den Sforza den Franzosen preis, die ihn wegschleppten und ins Gefängnis warfen. Immerhin ließ die Eidgenossenschaft den Urner hinrichten. Ein neuer Papst, Julius II., der selbst den Harnisch anzog und sich mit dem Schwert gürtete, der kriegerischste Mann, der je auf dem Stuhle Petri gesessen, verbündete sich mit den Venezianern und machte durch Matthäus Schinner, Bischof von Sitten in Wallis, die deutschen Alpensöhne den Franzosen abspenstig, und jagte die letzteren wieder aus Italien hinaus. Man nannte die Schweizer spöttisch die Kuhmelker. (Wie auch jetzt noch der Volksname für den ganzen Beruf bezeichnend ist.) Sie antworteten indes: ja, wir melken abwechselnd zwei fette Kühe, den römischen Kaiser und den König von Frankreich. Die Eidgenossen wurden jedoch von Franz I. zu Marignano 1515 aufs Haupt geschlagen. Ihre

Führer daheim wurden durch französische Bestechung gewonnen. Die Gesandten von Franz I. schütteten zu Freiburg im Uechtlande das Gold in Haufen auf den Boden und riefen: Nicht wahr, das klingt besser als des Kaisers leeres Wort? Da lachten die Schweizer und schlossen ein ewiges Bündnis mit Frankreich. Nun machte der Kaiser, Karl V., durch Schertlin von Burtenbach, Frundsberg aus dem bayerischen Mindelheim und Winzinger aus Tölz, die Landsknechte mobil und spielte Schweizern und Franzosen 1525 bei Pavia zum blutigen Tanz auf. Der Tag von Pavia machte der Überlegenheit der Eidgenossenschaft für immer ein Ende. Trotzdem befestigte sich ihr Verhältnis zu Frankreich. Jahr für Jahr gingen die Reisläufer nach Paris und traten dort in die Leibwache des Königs ein. Auf den Tagsatzungen der Eidgenossenschaft wurden die Kontingente, die sie an Söldnern für Paris zu liefern hatte, öffentlich und amtlich festgelegt. Die ganze Politik der Schweiz drehte sich jahrhundertelang lediglich um derlei Dinge. Auch ein Feind der Schweizer ging schließlich zu den Franzosen über, Schertlin von Burtenbach (einem Örtchen bei Augsburg). Er diente zuerst Karl V., dann den Schmalkaldenern. Da aber seine trefflichen militärischen Ratschläge von den Schmalkaldenern mißachtet wurden, die denn auch infolgedessen alles verloren und sich vor Karl V. demütigen mußten, so geriet er in einen solchen Grimm, daß er zum Erbfeinde überging und bei den Franzosen Kriegsdienste nahm.

Die deutsche Treue, die in den „Nibelungen" besungen wurde, die aber schließlich zum nutzlosen Untergange der Nibelungen führte, bewährte sich auch bei der Schweizer Leibwache in allen Feldzügen, die Frankreich unter Richelieu und Mazarin und dann unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. gegen das Deutsche Reich führte, und zuletzt zu Versailles. Die französische Revolution war ausgebrochen und die Schweizer, die den König schützen wollten, die aber von

ihm gar nicht geschützt, sondern preisgegeben wurden, fielen Mann für Mann bei dem Sturme der Sansculotten. Das Löwendenkmal von Luzern verewigt diese Art von Treue.

Behaim und die Welser.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts waren die eifrigsten Förderer von Schiffahrt und Entdeckungen die Portugiesen. Ihre Fahrten gingen namentlich nach der Westküste von Afrika. König Johann von Portugal nahm den Nürnberger Behaim, einen ausgezeichneten Mathematiker und Astronomen, der für den Gebrauch der Schiffer das Astrolabium erfunden hatte, in seine Dienste. Als Befehlshaber einer kleinen Flotte entdeckte Behaim die Küsten von Kongo, und gründete Niederlassungen auf den Azoren. Auf Fayal, der Hauptstadt der Azoren, die noch heute blüht, verheiratete er sich mit der Tochter des portugiesischen Statthalters Job de Huertar. Einige behaupteten, daß Behaim auch Amerika entdeckt habe, zehn Jahre vor Kolumbus, der ihn übrigens auf Madeira besuchte, um durch ihn sich von der Lage der westlichen Länder zu unterrichten. Nur auf kurze Zeit begab sich Behaim 1491 nach Nürnberg zurück, und fertigte dort die berühmte Erdkugel, die noch jetzt auf der dortigen Stadtbücherei aufbewahrt wird. Dann kehrte er nach Portugal zurück. Im Auftrage des Königs unternahm er mehrere Reisen, auf denen er von den Engländern, und ein andermal von Seeräubern gefangengenommen wurde. Noch mehrmals besuchte er sein geliebtes Fayal, und starb zu Lissabon, geehrt als der Freund und Geheimschreiber des Königs.

Ein Menschenalter später entlieh Karl V. von einem Augsburger Handelsherrn, Bartholomäus Welser, zwölf Tonnen Goldes. Das wären nach der heutigen kläglichen Valuta mehrere Billionen Mark. Da die Rückzahlung dem Kaiser schwer fiel, bot er dem Welser das große Land Ve-

nezuela dafür an. Der Welser schlug ein und heuerte eine Menge von Deutschen an, darunter Philipp von Hutten, einen Vetter des Humanisten Ulrich, um Venezuela zu unterwerfen. Deutsche Gemeinden entstanden zu Paramaribo, und auf den Inseln Curacao und Aruba. Hutten und andere verwegene Volksgenossen durchstreiften in abenteuerlichen Fahrten den ganzen Norden von Südamerika, wobei sie eben so sehr mit der Eifersucht der Spanier, als mit der Feindseligkeit der einheimischen Indianer zu kämpfen hatten. Zuletzt aber ist die ganze Unternehmung gescheitert.

Während des Dreißigjährigen Kriegs.

Im Mittelalter waren die Nationen zwar schon geschieden, allein die Ritter und Fürsten der einzelnen Nationen taten sich sehr oft zusammen, um gemeinsam gegen irgendwelchen Feind, vorzugsweise gegen Heiden und Mohammedaner zu kämpfen. So begaben sich ganz gewohnheitsmäßig englische und schottische Barone nach dem Lande des deutschen Ordens, um dort im Kampfe gegen Litauer und Finnen gemeinsam mit den Ordensrittern das Christentum zu verbreiten. Die Sitte ist bei den Türkenkriegen wieder aufgelebt. Standen schon bei Nikopolis unter Sigmund englische und französische Ritter zu den deutschen und ungarischen, so sind auch noch im 16. und 17. Jahrhundert spanische und französische Adlige, die der Durst nach Abenteuern in die Ferne trieb, wie der Herzog von Bassompierre, der in seinen lebendigen Memoiren das selbst erzählt, nach Ungarn gezogen, um dort den Sultan zu dämpfen. Umgekehrt war es nichts Seltenes, daß deutsche Herren und Landsknechte sich fremden Königen und Fürsten zur Verfügung stellten. So ist Graf Mannsfeld, als das lange, aber vergebliche Ringen mit Tilly und Wallenstein ihn ermüdete, zeitweilig in den Dienst der Niederländer getreten und wollte, da alles aus

war, unter Bethlen Gabor von Siebenbürgen gegen die Türken fechten. Als er jedoch ankam, war bereits Waffenstillstand abgeschlossen, und er konnte dort seinen Degen nicht verwerten. Da beschloß er, seinen Degen der Republik Venedig anzubieten. Allein auf der Reise dorthin, bei Serajewo, in Bosnien, ereilte ihn der Tod. Wie er ihn kommen fühlte, da erhob er sich vom Krankenlager und ließ sich wappnen, um nach altgermanischer Sitte stehend zu sterben.

In den 1630 er Jahren gründete Oxenstierna, der schwedische Kanzler, der diplomatische Kopf Gustav Adolfs und nach dessen Hinscheiden der Leiter der schwedischen Politik, eine Kolonie in Delaware, zwischen den holländischen und englischen Niederlassungen an der Ostküste Nordamerikas. Er berief dazu Scharen von deutschen Siedlern. Diese waren so zahlreich und gewannen solchen Einfluß, daß zeitweilig in dem Gebiete von Neu-Amsterdam, dem späteren Neuyork, deutsch die Verkehrssprache wurde. Später wurden alle diese Siedler yankeesiert.

Bernhard von Weimar war der jüngste von acht Herzogssöhnen und verlor schon im ersten Lebensjahr seinen Vater und einige Zeit darauf seine Mutter. Er studierte in Jena und griff beim Ausbruche des 30 jährigen Krieges nebst drei Brüdern zu den Waffen, für die Protestanten gegen den Kaiser. Er kämpfte bei Wimpfen unter dem Markgrafen von Baden, unter Christian von Braunschweig bei Stadtlohe, nahm dann holländische und hierauf dänische Kriegsdienste, ging mit Mannsfeld bis Ungarn und vereinigte sich nach dessen plötzlichen Tode wieder mit den Dänen, die der Markgraf von Baden-Durlach befehligte. Kurze Zeit nach Weimar zurückgekehrt, reist er nach Herzogenbusch, um der berühmten Belagerung dieser Festung, die der Prinz von Oranien leitete, beizuwohnen. Dann wendet er sich Gustav Adolf zu, und begleitet ihn bis Lützen. Oxenstierna übertrug ihm

das Kommando über die Hälfte des schwedischen Heeres und dazu das Herzogtum Franken als schwedisches Lehen. Mit 24 000 Mann zieht Bernhard aus dem Meuterlager von Donauwörth gegen Altringer und nimmt Regensburg. Nach verschiedenen Enttäuschungen gibt er Anträgen Frankreichs Gehör. Er bekommt von ihm 1634 vier Millionen Livres jährliche Hilfsgelder für die Verpflichtung, 12 000 deutsche Fußgänger und 6000 Reiter nebst der nötigen Artillerie zu unterhalten, jedoch unter französischer Hoheit. Er kriegt außerdem ein riesiges Jahresgehalt auf Lebenszeit. Als endgültige Belohnung stellt man ihm das Elsaß, das aber erst zu erobern war, in Aussicht. Der Weimarer begibt sich selbst nach Paris. Er verlegt sein Heer nach der noch unverwüsteten Grafschaft Burgund. Er erobert hierauf einen Teil des Elsasses und den (auch im Weltkrieg oft genannten) Ort Blamont und treibt Gallas, der mit 40 000 Mann heranstürmte, bei Dijon zurück. Dann besiegte er die Kaiserlichen unter Karl von Lothringen und drang über den Rhein. Der schneidige Reitergeneral Johann von Werth, der später den Franzosen noch so scharf zusetzen und fast bis Paris vordringen sollte, ward sein Gefangener. Zusammen mit Turenne schlug er den General von Götz. Schon war sein Ruhm und seine Macht so sehr gewachsen, daß Richelieu besorgt wurde. Der Kardinal suchte zunächst des Weimarers Offiziere zu bestechen und lud ihn dann ein, abermals nach Paris zu kommen. Dort bot er ihm die Hand seiner Nichte an, der Herzogin von Aiguillon, entzog ihm aber die Hilfsgelder. Bernhard verwahrte seine Festungen möglichst, besetzte sie mit deutschen Soldaten und schien jetzt eine Vermählung mit der verwitweten Landgräfin Amalie von Hessen zu beabsichtigen. Durch sie hätte er noch ein Fürstentum erlangt und hätte ein Zwischenreich am Rheine, zwischen dem habsburgischen und französischen Besitz, gegründet, ein Reich, das sich von Hochburgund bis nach Kassel ausgedehnt hätte.

Auch trat er mit dem Schweden Banér, der in Österreich einfiel, in Verbindung. Inmitten solch großartiger Pläne ereilte ihn der Tod. Nach seiner eigenen und anderer Meinung erlag er einer Vergiftung durch eine Pomeranze oder eine Fleischbrühe, vielleicht durch seinen Arzt Blandini, der von Frankreich bestochen. Auf dem Sterbebett ordnete der große Feldherr noch an, daß die von ihm eroberten Länder beim Deutschen Reiche bleiben sollten. Er drückte den Wunsch aus, seine Brüder möchten sie, und zwar unter schwedischem Schutze, übernehmen. Wenn jedoch keiner sich dazu verstehe, so erwarte er, daß Frankreich mit eigenen und des Herzogs Truppen die Länder bewahre und nach dem allgemeinen Frieden an das Deutsche Reich herausgebe. Richelieu dachte jedoch nicht daran, auf einen Entschluß der herzoglichen Brüder zu warten; er gewann die Anführer und Kommandanten mit Geld und mit ihnen die Truppen und Festungen. Die große Mühe, die sich Herzog Wilhelm gab, den Willen seines verschiedenen Bruders zu erfüllen, war umsonst.

Mit den Oraniern, die aus Dillenburg in Nassau stammten, zogen, nachdem sie die Herren der Niederlande geworden, viele Anverwandte nach den niederländischen Besitzungen in Europa und Übersee, um in Flandern oder Brasilien hohe Stellungen anzunehmen. Zu ihnen gehörte Ernst Kasimir Graf von Nassau, Katzenellenbogen, Vianden und Diez, Sohn des Grafen Johann und der Elisabeth von Leuchtenberg (von einem Geschlechte, dessen Namen jetzt ein Napoleonide und Nachfahre einer bayerischen Prinzessin sowie einer Zarentochter zu Schloß Seeon am Chiemsee trägt), der Stifter der Diezer Linie. Er wurde niederländischer Offizier, geriet aber sofort in spanische Gefangenschaft. Durch ein Lösegeld von 10 000 brabantischen Gulden befreit, unterstützte er tapfer den Grafen Moritz von Nassau gegen die Spanier, namentlich bei Nieuport. Er ward niederländischer

Feldmarschall und 1620 Statthalter von Westfriesland, hierauf von Gröningen und Drenthe. Er entriß den Spaniern Bergen op Zoom und schützte Emden, das damals den Niederländern gehörte, gegen Tilly. Er fiel 1632 vor Rörmonde. Sein ältester Sohn, Heinrich Kasimir, folgte ihm in der Statthalterschaft von Friesland und Gröningen.

Der Sieg von Berg op Zoom wurde hoch gefeiert. Er gab den Anlaß zu einem fröhlichen Landsknechtsliede, das in der Gegenwart wiederum von unseren Wandervögeln gern und oft gesungen wird. Es lautet:

Der Trommler schlägt Parade,
Die seidnen Fahnen wehn,
Jetzt heißts auf Glück und Gnade
Ins Feld marschieren gehn!

Das Korn reift auf den Feldern,
Es schnappt der Hecht im Strom,
Der Wind streicht heiß durch Geldern
Hinab gen Berg op Zoom.

Wir ziehn dahin und wandern,
Uns hängt der Säckel hohl,
Der Kaiser schluckt ganz Flandern
Bekomms ihm ewig wohl!

Er denkt beim Länderschmausen,
Wie er die Welt erwürb,
Mir wohnt ein Lieb zu Hause,
Das weint wohl, wenn ich stürb'.

Ein türkischer Großvezier.

Schildtberger war, wie schon aus seinen eigenen Erinnerungen hervorgeht, nicht der einzige Deutsche, der im Orient Kriegsdienste tat. Er hat noch viel Schicksalsgenossen gehabt. Am meisten Deutsche gelangten in das osmanische Heer, teils als Artilleristen, teils als Janitscharen. Schon seit dem

14. Jahrhundert hatten die Osmanen die Gewohnheit ausgebildet, jedes fünfte Kind den unterworfenen Christen, den Rajavölkern, Jahr für Jahr zu entreißen, den halberwachsenen Christenknaben zum mohammedanischen Krieger auszubilden und ihn der neuen Truppe — das ist die Bedeutung von Janitscharen — zuzuführen. Von dieser Aushebung wurden auch viele Deutsche, so in Siebenbürgen und nördlich der Save und der Donau getroffen. Freilich waren das ja keine eigentlichen Reisläufer, da sie gezwungenermaßen eingereiht wurden. Allein, außer diesem regelmäßigen Soldatentribut, der sehr beträchtliche Ziffern erreicht haben muß — wir wissen nichts Genaues darüber, wir erfahren jedoch bei einer Gelegenheit, daß nicht weniger als 200 000 polnische Sklaven auf einmal in Konstantinopel weilten, um die Mitte des 17. Jahrhunderts —, suchten auch Scharen von deutschen Abenteurern freiwillig die Türkei auf, um sich dem Padischah zur Verfügung zu stellen. Auch andere Balkanstaaten gingen dazu über, Landsleute von uns in ihren Dienst aufzunehmen, namentlich wenn es Artilleristen waren. So wissen wir von zwei rumänischen oder walachischen Fürsten, daß sie deutsche Leibwachen besaßen. Das war Heraklides um 1560 und Krigore Vidor Ghikas nach 1670.

Nicht selten haben sich solche Reisläufer zu hohen Posten im osmanischen Heere aufgeschwungen. Am bekanntesten ist in der Neuzeit Mehemed Ali geworden, ein geborener Magdeburger, der 1877 als osmanischer Heerführer und türkischer Feldherr den Russen großen Abbruch tat. Nicht minder führen unsere Geschichtsbücher gern den preußischen Artilleriehauptmann von Grach auf, der im Krimkriege Silistria gegen den Großfürsten Nikolai, den Vater des Weltkriegführers Nikolai Nikolajewitsch verteidigte. Weniger bekannt, jedoch noch höher gestiegen, ist ein Grazer, der es im 17. Jahrhundert bis zum Großvezier brachte. Über ihn haben wir eine (allerdings schwer erhältliche) Sonderschrift,

die Karl von Peez, einst österreichischer Konsul an verschiedenen Plätzen des nahen Orients, Sohn des hervorragenden Politikers Alexander von Peez, herausgab.

Graf von der Schulenburg.

Matthias Johann von Schulenburg wurde 1661 bei Magdeburg geboren. Er studierte zu Saumur in der Bretagne, der berühmten Lehranstalt der Protestanten und dann in Paris. Er nahm an dem französischen Kriege gegen Luxemburg teil. Nach seiner Rückkehr in die Heimat ward er Offizier in Braunschweig-Wolffenbüttel. Freiwillig machte er den Türkenkrieg 1687 unter Max Emanuel mit. Er fand in Ungarn einen Waffengefährten und Freund in dem nachmaligen Generale Alart (ursprünglich einem deutschen Bäcker), der später sich unter Peter dem Großen auszeichnete. Schulenburg kämpft hierauf für das Reich gegen Ludwig XIV. am Rhein und in den Niederlanden. Sein Oberbefehlshaber war General Chauvete, ehedem lüneburgischer Hufschmied, der vom Gemeinen bis zum General emporgestiegen war. Im Jahre 1693 ward Schulenburg Oberst eines Dragonerregiments. Man erkannte, daß er nicht nur ein tüchtiger Offizier, sondern auch ein diplomatischer Kopf war und sandte ihn nach England und danach, im Sommer 1695, zu den Friedensverhandlungen nach Ryswyck, von wo er abermals nach Paris sich begab. Im braunschweigischen Auftrage arbeitete er in Paris dagegen, daß Hannover die Kurwürde erhalte. Plötzlich finden wir ihn in Turin. Schulenburg wird savoyscher Generalmajor mit einer Besoldung von 40 000 Livres. Er hatte zunächst die Waldenser zu bekämpfen. Während des spanischen Erbfolgekrieges wird der Graf Gegner von Prinz Eugen und Marschall von Villeroi und wird in der Schlacht bei Chiari schwer verwundet. Der unruhige Mann eilt nach Polen und wird Generalleutnant unter August II. Er führt das sächsische Fußvolk gegen die

Schweden. Bereits gilt er als einer der tüchtigsten Feldherrn seiner Zeit. Er kämpft nun Schulter an Schulter mit Prinz Eugen und hilft den Österreichern bei Höchstädt 1703. Abermals jedoch erscheint er in Polen und wird Oberbefehlshaber der sächsischen Armee. Er liefert eine Reihe glänzender Rückzugsgefechte von Warschau bis Schlesien. In gleicher Eigenschaft kriegt er in Holland gegen die Franzosen. Besonders hervorragend war er in Belagerungen. Es fehlte jedoch nicht an Anfeindungen jeglicher Art. Zuletzt wurden diese so schlimm, daß er 1711 seinen Abschied nahm und einige Jahre als Privatmann lebte. Er sieht die Krönung Karls VI. in Frankfurt. Ist wiederum mit Prinz Eugen in Flandern und 1713 in London. Endlich bei dem Frieden zu Utrecht. Er tritt mit Leibniz in Verbindung. Da trifft ihn die Einladung Venedigs, zu dessen Feldherren bereits die Prinzen von Braunschweig, Grafen von Mansfeld, Waldeck und Trautmannsdorf und viele andere deutsche Kriegsmänner gehörten. Schulenburg kommt mit dem General von Nostiz, der für die Serenissima Dalmatien verwaltet hatte, nach Venedig. Dort hing alles von dem Oberschreiber, dem Savio alla Scrittura ab. Diesem überreichte der Graf eine silberne Dose und bot ihm Tabak an und bat ihn dann, gleich die Dose zu behalten. In ihr war auf listige Weise ein Geheimbehälter angebracht, in dem er einige Tausend Zechinen verborgen hatte. Durch diese Bestechung gelang es ihm, den Savio, der vorher ein Feind von ihm war, umzustimmen, und sich das gesamte Kriegswesen der Republik unterstellen zu lassen. Unverzüglich wurden 6000 Deutsche und kriegsgefangene Schweden angeworben. Mit 300 Deutschen segelte Schulenburg nach Korfu Anfang 1716 und ließ sofort die Festung instandsetzen. Die Türken nahten mit 22 Linienschiffen und 35 kleineren Kriegsschiffen, die zusammen über 2000 Kanonen führten. 30000 Fußtruppen und 3000 Reiter und eine große Menge von Kriegsgeschützen

ließ der Kapudan-Pascha, der türkische Admiral, von der albanischen Küste aus in Korfu landen. Hiergegen besaß Schulenburg insgesamt nur 1600 Mann, während die Bevölkerung jede Hilfe verweigerte. Mit Anspannung aller Kräfte und mit der größten Unerschrockenheit traf er jedoch alle nötigen Vorkehrungen, um in drei Tagen das Versäumnis von Monaten einzuholen und die Verteidigung gebührend zu ordnen. — Da kamen zum Glück noch 1000 Deutsche durch Pisani auf einer venezianischen Flotte. Die Türken stürmten und die kleine Besatzung kam in furchtbare Bedrängnis. Das heldenhafte Durchhalten Schulenburgs wurde jedoch belohnt: die Türken wurden, obwohl sie über eine zermalmende Übermacht verfügten, doch schließlich abgeschlagen und zogen sich nach dem Balkan zurück. Schulenburg aber wurde Oberbefehlshaber sämtlicher Landtruppen der Republik Venedig mit dem Sitz in Verona. Seinen Sieg in Korfu verherrlicht ein edles Denkmal, das noch heute auf dem klassisch-schönen Marktplatze der Stadt Korfu steht. In der Folge unternahm der Graf nochmals Reisen nach Deutschland und nach England, wo er sich großer Gunst des Königs erfreute. In venezianischen Diensten alt geworden, hinterließ er bei seinem Tode einen Sohn, dessen Mutter eine polnische Adlige war, den Herrn von Glasebeck. Merkwürdig ist noch, daß er an Voltaire auf dessen Bitte einen Bericht über sein Leben und seine Taten schickte, die der Franzose in einem geschichtlichen Werke benutzte.

Marschall von Frankreich.

Moritz Graf von Sachsen war der Sohn Augusts des Starken und der Aurora von Königsmark. Zu Goslar 1696 geboren, kämpfte er schon 1709 in Flandern unter Eugen und Malbourough. Er war ausschweifend wie sein Vater und zeigte dessen feurigen Geist und märchenhafte Kraft. Zur Arbeit hatte er keine Lust, nur zum Vergnügen und liebte

beständigen Wechsel; doch erlernte er mit Eifer die Kriegskunst, worin er seinen Vater übertreffen sollte. Als 1711 August der Starke Stralsund belagerte, durchschwamm der Sohn im Angesichte des Feindes die Meerenge Gellen. Seine Ehe mit der reichen und liebenswürdigen Gräfin Löben, die ihm seine Mutter vermittelte, war nicht glücklich; die Schuld lag an ihm. Unter Prinz Eugen erstürmte er Belgrad. Danach finden wir ihn in Frankreich, wo er ein Regiment nach eigener Methode ausbildete. Die Methode hatte er sich schon in seinem 16. Lebensjahr ausgedacht. Im Jahre 1726 wählten ihn die Stände Kurlands zu ihrem Oberhaupt und die verwitwete Herzogin Anna, Tochter des Zaren Iwan Alexiewitsch machte ihm Hoffnung auf ihre Hand. Menschikoff aber, der seinerseits das Herzogtum ergattern wollte, schickte 800 Russen nach Mitau, die dort Moritz in seinem Palaste belagerten. Mit nur 60 Leuten verteidigte sich der kühne Mann so nachdrücklich, daß die Russen wieder abzogen. Nun ersuchte er Frankreich um Unterstützung. Durch seine Geliebte, die Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, die alle ihre Kostbarkeiten versetzte, erhielt er 40 000 Livres. Er wurde französischer Feldmarschall, und als ihm August III. den Oberbefehl über die sächsischen Truppen anbot (1733), da lehnte er ab, da er den Dienst in Frankreich vorzog. Er gewann die Schlacht von Ettlingen, belagerte Philippsburg, immer für Frankreich gegen Deutschland, und erstürmte im Österreichischen Erbfolgekriege Prag. Im Anschluß hieran führte er die Armee von Broglie an den Rhein zurück. Er stieg zu den höchsten Ehren auf, obwohl er in seiner katholischen Umgebung immer Protestant blieb. Zuletzt, 1745, siegte er gegen die verbündeten Österreicher, Engländer und Niederländer bei Fontenay und nahm Brüssel. Er wurde Oberbefehlshaber aller französischen Armeen und der Niederlande. Sogar von Friedrich dem Großen wurde er ehrenvoll aufgenommen und mit Auszeichnung behandelt. Auf seinem

Schlosse Chambord, wo er mit Künstlern, Gelehrten und Philosophen verkehrte, starb er 1750 an einem Blutsturz und wurde mit großer Pracht in Straßburg beigesetzt. Für seinen unruhigen, fahrigen Geist sind verschiedene Abenteuer bezeichnend. Er wollte die Juden wieder zu einem Volke vereinigen, wollte sich zum König von Korsika machen und wollte ein Königreich in Brasilien gründen.

Franz Urban Bavier.

Es gibt ein merkwürdiges Büchlein, das ungeheuer selten geworden ist, betitelt: Seefahrten nach den beiden Indien von Franz Urban Bavier. Es wurde zu Amsterdam veröffentlicht und zu Frankfurt und Nürnberg nachgedruckt. Noch heute lebt in Graubünden, wo der Held dieser Seereisen geboren wurde, wo der Staatsmann Simon Bavier seine Heimat hatte, die Sippe der Bavier. Mit dem Buche, einer Selbstbiographie, ist eine reizvolle Frage verknüpft: Wahrheit oder Dichtung? Das ist durchaus nicht leicht zu entscheiden. Es ist eine Odyssee, bei der weder die Irrfahrt noch das Wiedersehen mit der Geliebten nach langer Trennung fehlt. Bavier zog früh in die Fremde und kämpfte Ende des 17. Jahrhunderts zunächst in Polen, dann am Rhein. Nach Holland verschlagen, ging er zu Schiff und ward Seeräuber. Mit einer Piratenflotte segelt er um Südamerika herum und überfällt und plündert spanische Städte an der amerikanischen Westküste. Schreckliche Grausamkeiten wurden dabei begangen. So schlagen die Seeräuber die Köpfe zweier gefangener Spanier so lange zusammen, bis sie sterben. Oder man zündet den gefesselten Gefangenen die Haare auf dem Kopfe an. Danach geht es in die Südsee und zuletzt an die Ostküste Afrikas. Bavier verliebt sich in ein reizendes weißes Mädchen, das er aus einer Gefangenschaft rettet, wird aber zu den Indianern einer karaibischen Insel verschlagen, wo er vier Jahre lebt. Später verbringt

er eine Zeitlang unter Eingeborenen in der Südsee und geht eine Zeitehe mit einer malaischen und einer afrikanischen Prinzessin ein. Die befreite Jungfrau hat inzwischen ihre eigenen Schicksale. Nach vielen Jahren kommt der Held doch wieder mit ihr zusammen, heiratet sie und zieht sich mit seinem Ruhm und als reicher Mann nach Amsterdam zurück, wo er 1717 seine Erlebnisse veröffentlicht.

Wie gesagt, man weiß nicht, ob hier wirklich eine echte Lebensbeschreibung oder ein Roman vorliegt. Ich neige zu der Ansicht, daß die Grundlage echt ist, daß aber einzelne Ausschmückungen zugefügt wurden.

Bavier war nicht der einzige Deutsche, der sich den Holländern gesellte. Wir finden deutsche Soldaten schon bei der Gründung von Batavia. Ebenso bei der Errichtung des Forts, 1652, aus dem nach und nach Kapstadt sich entwickelt hat, endlich bei der Gründung von Neu-Amsterdam, das von den späteren Besitzern, den Engländern, in Neuyork umgetauft wurde. Es handelt sich da um drei holländische Unternehmungen, die alle mit Hilfe deutscher Reisläufer ausgeführt wurden. Es wurde eine Gewohnheit deutscher Abenteurer, Dienste im holländischen Kolonialheer zu nehmen. Auf diese Art sind denn auch manche unserer Landsleute von Batavia frühzeitig nach Japan gelangt, wo die Holländer in Nagasaki eine Faktorei besaßen, darunter Engelbert Kämpfer, der um 1690 Japan und seine Sitten gründlich beschrieb, und gegen 1850 der Würzburger Arzt Siebold, der ein vielbändiges Werk über das Inselreich des fernen Ostens veröffentlichte.

Es versteht sich von selbst, daß mit den Oraniern, die aus Nassau stammen, viele deutsche Krieger nach den Niederlanden zogen und sich an den Kämpfen gegen die Spanier beteiligten, während die Habsburger mit den Spaniern eng verbündet waren.

Die Vorliebe unserer Landsleute für das holländische

Kolonialreich, namentlich für Insulinde, wie die großen und kleinen Sundainseln poetisch genannt werden, hat sich bis in die Gegenwart erhalten. Vor und nach 1870 sollen bis 16 000 deutsche Mannschaften, Unteroffiziere, Offiziere, Feldschere und Ärzte in der holländischen Kolonialarmee gewesen sein. Nach dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges hat der deutsche Strom nach Java abermals zugenommen.

Mit den holländischen Unternehmungen hängt es zusammen, daß Hunderte, wenn nicht Tausende von deutschen Familien nach Südafrika wanderten und dazu beitrugen, das Volk der Buren aufzubauen. Da im Weltkriege die Buren zumeist gegen uns im Feld lagen und wesentlich mithalfen, uns Südwest- und Ostafrika zu entreißen, so muß man urteilen, daß auch hier wieder deutsche Reisländerei zum Schaden des Reiches ausgeschlagen ist.

Soldatenverkäufe.

Die Zeit nach dem 30jährigen Kriege war allgemein für uns eine Zeit des Verfalls. Die Fürsten machten hierin keine Ausnahme, sondern gingen mit bösem Beispiele voran. Es heißt nicht, heute gegen die Monarchie sprechen, wenn man üble und unwürdige Träger des monarchischen Gedankens von damals brandmarkt. Tatsächlich waren viele eine Schande ihres Standes. Und eine ihrer schändlichsten Handlungen war der Verkauf ihrer eigenen Landeskinder an fremde Herrscher. Nur das Eine kann man zum Glück sagen, daß diese Verkäufe auf einige wenige mitteldeutsche Staaten beschränkt waren, und daß Friedrich der Große nicht nur die Machenschaften der Engländer ablehnte, sondern auch seine eigenen Standesgenossen in derben Briefen zurechtwies. Die Engländer waren nämlich die Ursache alles Übels. Ihre Kolonien in Amerika fielen ab. Ihrer Übung gemäß, stets fremdes Blut für die Zwecke Großbritanniens zu vergießen,

suchten sie deutsche Söldner gegen die Yankees (der Name stammt nach den jüngsten Forschungen nicht von einem verderbten Indianerworte für English, sondern von Janke, gleich Johannken, einem gutmütigen Spottnamen für die Holländer) anzufeuern. Dazu waren bereit Herzog Karl I. von Braunschweig, Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel, Graf Wilhelm von Hessen-Nassau, Fürst Friedrich von Waldeck, Markgraf Karl Alexander von Ansbach-Bayreuth und Fürst Friedrich August von Anhalt-Zerbst. Versucht wurde das Geschäft auch von Herzog Karl Eugen von Württemberg, dem Kurfürsten Max Joseph von Bayern und verschiedenen kleineren Serenissimi,[1]) aber zu keinem Abschluß geführt. Insgesamt lieferten jene sechs Potentaten 29 875 Mann; nur 17 313 sahen die Heimat wieder. Das stärkste Kontingent stellte Hessen-Kassel, das schwächste Anhalt-Zerbst. Die Unkosten Englands beliefen sich auf sieben Millionen Pfund. Das waren nach dem Nennwert 140 Millionen Mark, tatsächlich jedoch eine Summe von vierfacher Kaufkraft.

Es fehlte nicht ganz an früheren Vorbildern für das Geschäft. Der Bischof von Münster vermietete 1665—1677 Truppen, die auf 6—8000 Mann zu veranschlagen sind, der Reihe nach an England, Frankreich, den Kaiser und Dänemark. Er unterstützte Ludwig XIV. bei seinem zweiten Raubzuge gegen Holland mit besonderem Eifer. Das war zum Schaden des Deutschen Reiches, das sich denn auch öffentlich mit den Generalstaaten verbündete; man konnte es aber rechtlich nicht Hochverrat nennen, da durch den Frieden von Münster und Osnabrück, sämt-

[1]) Über die ganze betrübliche Angelegenheit hat der Deutschamerikaner Friedrich Kapp (dessen Sohn den Kapp-Putsch unternahm) ein eigenes Buch geschrieben. Mit gutem Humor hat nach dem Muster Kapps die Angelegenheit Eccardus (der kürzlich verstorbene Arzt Dr. Robert Hessen), Geschichte des niederen Volkes von Deutschland II, 642—656 behandelt.

lichen deutschen Fürsten die volle Souveränität, also auch die Möglichkeit, sich nach Willkür mit irgendeinem fremden Herrscher zusammenzutun, zugestanden worden war. Der genannte Bischof trieb seine Leute aus ganz Deutschland zusammen und mußte dafür Werbegelder zahlen. Bald gerieten jedoch die kleinen Potentaten auf den schlauen Gedanken, daß man bessere Geschäfte mit Landeskindern machen könne; denn diese mußten sich stellen, und für sie war kein Werbegeld zu entrichten. So nahmen die Fürsten gewissermaßen den Handel in eigene Regie.

Die ersten Opfer solcher landesväterlichen Spekulation waren 3000 Soldaten, die 1685 Johann Georg III. von Kursachsen um 120 000 Taler an die Republik Venedig verschacherte. Bei den Feldzügen gegen die Türken, besonders auf der Morea, sind die meisten hiervon umgekommen, an der Pest und der roten Ruhr. Nur 761 sind in die Heimat zurückgekehrt! Gleichwohl verkaufte noch der Landgraf Karl I. von Hessen 1000 Mann für die gleichen Zwecke an Venedig 1687. Derselbe lieferte 9000 Hessen 1702 an Holland und England. Die meisten gingen an Marlborough. Es handelte sich um den spanischen Erbfolgekrieg. In ihm fochten deutsche Fürsten und Truppen auf beiden Seiten, Bayern und Kölner auf französischer, Brandenburg, Kurpfalz, Hessen und Braunschweig-Lüneburg auf reichsdeutscher.

Im April 1716 schloß der Habsburger Karl VI. ein Bündnis mit Venedig ab. Reichsgraf Johann Matthias von der Schulenburg befehligte in venezianischen Diensten in Dalmatien und auf den jonischen Inseln. Im Juni des Jahres erschien eine türkische Flotte von 200 Schiffen. Eine Seeschlacht führte zu keiner Entscheidung. Dem türkischen Kapudan (Admiral, wörtlich Kapitän) Dschanum Khodscha gelang es, 30 000 Mann auf Korfu zu landen. Korfu wurde beschossen. Schulenburg hielt die Stadt 42 Tage hindurch. Unverrichteter Sache mußten die Türken wieder abziehen.

Ein Verhängnis war es, daß in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts drei deutsche Fürsten auswärtige Königskronen trugen. Das führte ganz von selbst dazu, daß sie deutsche Truppen für auswärtigen Nutzen verwerteten. Es war nämlich der Kurfürst von Hannover zugleich König von England, August der Starke zugleich König von Polen, endlich Markgraf Friedrich I. von Hessen (1730—1751), der eine Schwester des tollkühnen Karl XII. geheiratet hatte, König von Schweden. Im Nordischen Kriege hatten viele Sachsen ihre Haut für Polen zu Markte zu tragen. Der Hesse, der sein Heer auf 34000 Mann brachte, vermietete seine Landeskinder an zwei kriegführende Mächte zugleich: 6000 an die Engländer und 6000 an den deutschen Kaiser Karl Albert. Ein Bruderkrieg auf Bestellung! Einer seiner Nachfolger, Landgraf Friedrich II. (1760—1784) war ohnehin schon einer der reichsten Männer in Europa; aber auch er verschmähte den Handel mit Soldaten nicht. Er hielt deren immer 16000 vorrätig, um sie jederzeit an den Meistbietenden losschlagen zu können. Man rühmte ihm nüchternen Blick und geschäftsmäßigen Ordnungssinn nach: Er hinterließ denn auch ein bares Vermögen von 60 Millionen Talern. Wenn Eltern, denen er ihre Söhne weggenommen, sich beklagten, so dann kam der Vater in eine Eisenhütte, die Mutter ins Zuchthaus. Den zwanzigsten Teil seiner Bevölkerung verhandelte er nach Amerika. Manche der damaligen Potentaten ließen sich die Gefallenen eigens vergüten; nicht so der Landgraf. Er führte in der Präsenzliste Männer weiter, die längst gefallen waren: so machte er einen noch größeren Profit. Den Landtagen wurden die Geschäfte dadurch schmackhaft gemacht — die heutigen Revolutionsstümper machen es auch nicht besser —, daß man vorgab, die vorhandenen Schulden nun bequem abtragen zu können. Wie aber waren die Schulden entstanden? Durch unsinnige Verschwendung, durch das Aushalten italienischer Sänger, fran-

zösischer Komödianten und ausländischer Maitressen. Die prunkvollen Bauten waren noch das geringste Übel. Empören muß es aber, wenn man immer wieder hört, daß deutsche Schauspieler jämmerlich, fremde aber glänzend bezahlt wurden. Übrigens verringerten sich die Abgaben durch den Soldatenhandel keineswegs. Es war auch kein Heilmittel, daß Witwen, denen in Amerika der Mann erschossen worden, nicht mehr zur Erhaltung der Armee beizusteuern brauchten.

Wir haben aus der Zeit einen Bericht des englischen Oberst Faucitt, der den Fleischhandel in Braunschweig, Kassel und Arolsen abzuschließen hatte. Sein Lob kann uns nur erbittern. Er schreibt 1776: Die mit guten Büchsen bewaffneten Jäger sind kräftige, schöne Leute und von Jugend an gelernte Schützen. Das Grenadierbataillon Linsingen ist ein prachtvolles Korps, ein herrlicher Menschenschlag; die Mannschaften stehen sämtlich noch in der ersten Jugend und besten Kraft. Die Regimenter Gardedukorps sind gleichfalls ausgezeichnet. Alle Regimenter sind ungewöhnlich schön, ihre Disziplin vorzüglich. Sie handhaben ihre Waffen vortrefflich, exerzieren so regelmäßig, daß kaum eine Uhr besser gehen kann, marschieren und schwenken sehr gut. Ihre Uniformen sind neu und rein. Ebenso ist der Oberst Rainsford begeistert: „Es sind schöne, prächtige Kerle, jung und gut gebaut, kurz ein herrliches Korps." Anderthalb Jahre darauf ebbt jedoch die Flut des Rühmens ab. Derselbe Rainsford jammert: Ich erinnere mich nicht, je in meinem Leben einen solchen Haufen schlecht aussehender Kerle beisammen getroffen zu haben. Offenbar war die Heimat aus ihrer Gleichgültigkeit erwacht und wollte für den schmutzigen Handel nicht mehr so gute Waren abgeben, wie zu Anfang. Ein neuer Hesse, Wilhelm, Freund Rotschilds, gestorben 1821, war nicht minder kaufmännisch veranlagt. Waldeck verhökerte seine Landeskinder nach Holland, das sie für

Java und andere Kolonien brauchte. Die zwei Waldeckschen Regimenter, die Jahre, wenn nicht Jahrzehnte hindurch in Holland standen, mußten bei einer Bevölkerung von nur 30 000 Seelen stark ins Gewicht fallen. Doch was machte das dem Fürsten Friedrich (1763—1812)? Bezog er doch den Gehalt eines holländischen Generals und dazu das Geld für jene zwei Regimenter. Trotzdem war er so hoffnungslos verschuldet, daß er den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg als letzte Rettung begrüßte. Er versicherte dem König von England, er brenne vor Verlangen, sich für seine Majestät zu opfern, und erklärte sich bereit, seinem Völkchen noch ein drittes Regiment abzupressen. Die waldeckschen Priester mußten von den Kanzeln herab zur Gestellung an dieses Regiment, das die Yankees bekämpfen sollte, auffordern. Einer zitierte dabei in beschönigender Absicht den 44. Psalm: Du verkaufest dein Volk umsonst und nimmst nichts darum. Herzog Karl I. von Braunschweig war einer der leichtsinnigsten Fürsten seiner Zeit, die an solchen keinen Mangel litt. Er hatte große Schulden, 12 Millionen Taler. Er zahlte seinem italienischen Theaterdirektor Nikolini 30 000 Taler jährlich und Lessing, dem damals berühmtesten Dichter und Literaten von Deutschland, dem Dramaturgen und Bibliothekar von Wolfenbüttel, 300. Seine Emilia Galotti wurde zwar in Braunschweig selbst, wo sie zum ersten Male aufgeführt wurde (1773), mit sauersüßer Miene gutgeheißen, jedoch nie verziehen; in Gotha wurde sie verboten. Es war ein Verdammungsurteil für die Serenissimi. Auch Goethe erkannte „die ungeheuere politische Bedeutung“ des Werkes. Im nächsten Jahrzehnt erschien „Kabale und Liebe“. Lady Milford ist vielleicht Lady Credy, die Geliebte des Fürsten Ansbach-Bayreuth. Schiller war einige Zeit in der Nähe von Bayreuth, auf dem Landgut der Frau von Wolzogen. Auch hier, in Ansbach, musterte Faucitt, der „wie ein Engel vom Himmel“ kam, nämlich für die fürstlichen Schulden,

deutsche Söldner an. Markgraf Karl Alexander von Bayreuth wollte Forstbedientensöhne nebst deren Lehrjungen den Engländern zur Verfügung stellen. Es kam zu ärgerlichen Auftritten, die Schiller in Kabale und Liebe ausgemünzt hat. Der Hofjägermeister, der nicht auf einen Schlag sein ganzes Personal verlieren wollte, tat Einspruch. Man muß sich füglich wundern, daß nicht auch des Ansbachers Anverwandter, Friedrich der Große, der sich doch sonst sehr kühnlich einmischte und einen großen Brief an den Mann seiner Nichte, Karl Eugen von Württemberg schrieb, hier nichts zu erinnern fand. Übrigens meuterten die Ansbacher Truppen, die nach Amerika sollten, bei Ochsenfurt, freilich nicht wegen des ganzen schimpflichen Handels, sondern weil sie auf Mainschiffen schlecht untergebracht, gleich Heringen verpackt wurden. Schließlich ist doch die Abteilung den Main und Rhein hinunter nach Holland gekommen. Der sorgliche Landesvater erhielt einen Wechsel auf 39000 Pfund. Karl Eugen hätte ähnliche Geschäfte gemacht, doch hinderte ihn die Verfassung von Württemberg. Er brach sie jedoch kurzweg und riß die jungen Männer aus den Betten, aus der Kirche, um sie zur Wache zu pressen. Seit 1752 erhielt er von Frankreich jährlich an Subsidien 345000 Livres und verpflichtete sich dafür, 6000 Mann bereitzuhalten, die er aber gar nicht stellen konnte. Nun brach der Siebenjährige Krieg aus. Da wurde er an seine Verpflichtung erinnert und griff in seiner Not zum Verfassungsbruch. Die Württemberger aber ließen sich das nicht gefallen, sondern stürmten das Pulvermagazin von Stuttgart und zündeten es an. 2000 der ausgehobenen Mannschaften rissen aus und stellten sich Friedrich dem Großen zur Verfügung. Danach wurden jedoch andere ausgehoben und der Reichsarmee einverleibt; sie nahmen teil an der schmählichen Niederlage von Roßbach. Auch die Wittelsbacher waren nicht abgeneigt, für England Krieger nach Amerika zu liefern. Das bayerische Militär aber

war damals so verkommen, daß die Briten dankten. Dagegen betrieb der Bruder Katharinas II., Friedrich August von Anhalt-Zerbst, einen blühenden Soldatenhandel. Er unterhielt in Deutschland 16 Werbeplätze. Er selbst regierte sein Fürstentum von Basel und von Luxemburg aus; nach Anhalt selbst kam er nie. The poor Hessians, wie man sämtliche Mietlinge drüben benannte, einerlei wo sie herkamen, wurden von Washington und seinen Generälen, unter denen sich Steuben und Kalb befanden, aufgerieben. Glücklich, wer überlaufen und bei den Yankees als Soldat oder Bauer Unterschlupf finden konnte. Menschenalter hindurch hat jedoch die Erinnerung an die armen Hessen als verlotterte, minderwertige Menschen in Nordamerika nachgewirkt, und selbst heute noch werden sie von Deutschfeinden uns vorgehalten. Daß man auch in der Heimat den Vorgang keineswegs überall ruhig aufnahm, beweist die Empörung Schillers und beweist vor allem Friedrich der Große, den freilich die Engländer durch ihre Treulosigkeit 1762 zu heller Wut gereizt hatten: er verbot ein für allemal in seinen Landen Werbungen für Amerika, und er weigerte sich, durch eine Londoner Note dazu aufgefordert, anderen deutschen Kontingenten den Durchmarsch durch seine Lande zu gewähren. Es heißt, daß er durch diese Verzögerung den Sieg der Yankees verursacht oder zum mindesten erheblich dazu beigetragen habe. Daß dagegen die Gesinnungen des Preußenkönigs, Schillers und des schwäbischen Dichters Schubart, der wegen kränkender Bemerkungen in seiner „Chronik" von Karl Eugen jahrelang auf dem hohen Asperg eingeschlossen wurde,[1]) keineswegs allgemein verbreitet waren, das be-

[1]) Die Chronik gab sehr früh in der deutschen Zeitungsliteratur, die kurz vor dem 30 jährigen Krieg beginnt, das Beispiel zielbewußter Opposition. Schubart war ein heller, vielseitiger und auch ein weitblickender Kopf; so lobt er 1790, als Preußen — nach einem gescheiterten Vorgange Friedrichs d. Großen 1762 — ein Bündnis mit den Türken abschließen wollte und zwar gegen Österreich, ungemein die Türken.

weist ein so edler Mann wie Neidhart von Gneisenau, der damals ansbachischer Offizier war. Dieser bewarb sich nämlich geradezu darum, nach Amerika geschickt zu werden, und freute sich ganz naiv auf das Abenteuer.

Unter dem Dutch Cattle, das nach Kanada verschifft wurde, befand sich auch Johann Gottfried Seume. Von ihm stammt der Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte, und der Spaziergang von Syrakus. Er wollte sich von Leipzig nach Paris begeben, um dort Mathematik zu studieren, wurde aber von hessischen Werbern überfallen, nach der Festung Ziegenhain verschleppt, seiner Legitimationspapiere beraubt und in den bunten Rock gesteckt. Später machte er seinem Groll in folgenden Versen Luft:

„Trennung, Eigennutz und Knechtschaft haben
allen öffentlichen Sinn begraben,
daß der Deutsche nur in Horden lebt,
und daß dummheitstrunken diese Horden
um die Wette sich für Fremde morden,
daß die wildre Menschheit weint und bebt."

Wilhelm Graf zur Lippe.

Die Schwester Schulenburgs, Irmengard Melusine, war die Geliebte des Königs und wurde von ihm zur Herzogin von Kendal erhoben und auf dessen Wunsch vom Kaiser zur Reichsfürstin Eberstein. Übrigens sind die Schulenburg Uradel; ihr Ahnherr fiel bei einem Kreuzzuge 1119 bei der Eroberung von Akkon. Eine Verwandtin Schulenburgs, die ebenfalls Melusine hieß und ebenfalls, wegen gewisser Familienzwistigkeiten, in London lebte, wurde die Mutter des Grafen Wilhelm zur Lippe, und zwar im Jahre 1724. Wilhelm studierte zuerst in Genf, dann in Leiden und Montpellier, wurde dann Fähnrich in England und machte 1743 die Schlacht bei Dettingen mit. Er diente als Freiwilliger in Italien unter dem kaiserlichen General von Lob-

kowitz. Er stürzte sich aber so tollkühn in Gefahren, daß ihn sein Verwandter Schulenburg aus dem Heere entfernte. Auch sonst erregte er durch seinen tollkühnen Streiche Aufmerksamkeit. Als Gast Friedrichs des Großen setzte er zum Schrecken der Anwesenden bei Charlottenburg über einen breiten Graben, den der König eigens hatte anlegen lassen, auf daß seine Reiter ihm nicht entwischten. Als man ihm bei Regensburg auf eine besonders gefährliche Donaustelle hinwies, stürzte er sich ohne Bedenken in den Strom, um hinüberzuschwimmen, und wurde nur mit knapper Not gerettet. Der Graf machte jetzt verschiedene Reisen und übernahm, da sein älterer Bruder starb, die Regierung von Lippe-Schaumburg 1748, und regierte mit sparsamer Strenge. Er führte die allgemeine Wehrpflicht ein — sechs bis acht Prozent der Bevölkerung wurden Soldaten. Er schuf eine treffliche Artillerie. Er schloß in der Folge einen Staatsvertrag mit Großbritannien, vermöge dessen er seine Truppen im Siebenjährigen Kriege den Briten gegen die Franzosen zur Verfügung stellte. Die Truppen, für die er Hilfsgelder bezog, wurden hannöverschen Verbänden angegliedert. Am Siege bei Minden hatte der Graf großen Anteil. Er belagerte Münster und hielt seine Stellung gegen den heraneilenden Armentières. Er schlug ihn, ohne daß die Belagerten etwas merkten, und erstürmte hierauf die Stadt. Durch die Vermittlung von Lord Bute wurde er Oberbefehlshaber der verbündeten englisch-portugiesischen Truppen in Portugal. Man wird sich erinnern, daß Spanien damals zu den Gegnern Friedrichs des Großen gehörte. Das benutzten die Engländer, um sich auf der iberischen Halbinsel einzunisten. In Portugal fand Graf Wilhelm alles in der größten Verwirrung und in Pombal, dem allmächtigen Minister, einen lauen Helfer, wenn nicht gar einen stillen Feind. Der Graf erneuerte das portugiesische Heer vollständig. Er setzte die zerfallenen Festungen wieder instand.

Gar bald erschollen Klagen über seine Härte und Strenge. Auch führte er den Zweikampf unter den verrotteten einheimischen Offizieren, die sich jede Beleidigung gefallen ließen, wieder ein. Mit bloß 10000 Mann hielt er sich gegen 42000 unter dem Prinzen von Beauveau. Durch geschickte Manöver brachte er einen Teil seiner Truppen plötzlich in den Rücken der Feinde. Ein langwieriger Guerillakrieg folgte, mit tollen Überfällen und kleinen Gefechten. Alle Hilfsmittel der Klugheit, der Vorsicht und des Mutes standen dem Grafen bei den unaufhörlichen Gefahren zu Gebote. Zuletzt bezog er ein befestigtes Lager bei Abrantes. Der Feldzug ging im Herbst 1762 günstig für Lippe und den englischen General Townshend aus. Der Graf wurde höchlichst geehrt und zur Altezza (Hoheit) ernannt. Auch Pombal wurde freundlicher. Der König von Portugal überschüttete ihn mit Gnadenbeweisen. In großzügiger Weise organisierte er hierauf neuerdings das portugiesische Kriegswesen und erbaute oder verstärkte wichtige Festungen. Man kann den Grafen zur Lippe als den Erfinder der Volksbewaffnung, wie sie Carnot 1792 und Gneisenau 1813 durchführte, als den Schöpfer von Landwehr und Landsturm ansehen. Eine Denkschrift, die der Graf nach Lissabon sandte, und die der Verteidigung Portugals gewidmet war, enthielt Zug um Zug auf das genaueste alle Maßregeln, die später Wellington gegen die Generäle Napoleons dort unternommen hat. Gneisenau, der seinem Vorgänger, dem Erneuerer der Kriegskunst, ungemeines Lob spendete, meinte zusammenfassend: „Denken Sie nun, was das für ein Mann war, aus dessen Geiste die großen Kriegsgedanken sich entwickelten, an deren späterer Verwirklichung zuletzt die ganze Macht Napoleons eigentlich zusammengebrochen ist.“ In seine kleine lippische Herrschaft zurückgekehrt, baute Graf Wilhelm eine künstliche Insel im Steinhuder Meer bei Hannover und errichtete dort eine Kriegsakademie, die er sich führend und

richtunggebend für ganz Deutschland dachte. Noch einmal kehrte er 1767 nach Portugal zurück. In der Folge schickte er sechzehn lippische Offiziere nach Lissabon. Laut Thomas Abbt, Professor zu Rinteln, einem unserer Klassiker, hegte Graf Wilhelm den Gedanken, die Landenge zu durchgraben, die das Mittelländische Meer vom Roten Meer trennt, war also ein Vorläufer von Lesseps. Er wollte „dadurch ohne Schwertschlag die Handlung und folglich die Lage aller vier Weltteile verändern".

Zeit seines Lebens hatte Graf Wilhelm zur Lippe viel Freude an dem Verkehr mit Gelehrten und Philosophen. Er berief Herder nach Bückeburg. Dieser Dichtertheolog mit seiner Unbefriedigtheit und Unruhe stand jedoch im scharfen Gegensatz zu dem ernsten, nachdenkenden, wortkargen, würdevollen und gebietenden Wesen des Grafen. Wilhelm liebte einst eine portugiesische Nonne; sie gebar eine Tochter. Diese wurde vornehm erzogen, wohnte in Lissabon und rühmte sich bei deutschen Bekannten oft ihrer hohen Abkunft.

König von Korsika.

Freiherr von Neuhof war Hauptmann der Garde des Bischofs von Münster gewesen, der, wie seine Vorgänger, mit Frankreich verbündet war. Ursprünglich hatte er im Jesuitenkollegium zu Münster und dann zu Köln studiert. Er hatte das Unglück, einen Gegner aus großem Hause zu Köln im Zweikampfe zu töten. Deshalb flüchtig, wandte er sich nach dem Haag. Durch die Vermittlung des dortigen spanischen Gesandten erhielt er eine Leutnantsstelle in einem spanischen Regimente, das gegen die Mohren in Afrika bestimmt war. Er war Hauptmann, als er bei einem Ausfall aus der Festung Oran in die Hände der Mohren geriet, die ihn dem Dey von Algier auslieferten, der ihn 18 Jahre lang als Dolmetsch gebraucht haben soll. Ich bemerke jedoch ausdrücklich, daß die ohnehin verworrenen und schwer

zu erlangenden Nachrichten über die Neuhofs hier nicht recht zuverlässig sind, und daß möglicherweise, sintemalen die Darsteller auf Gerüchte und mündliche Überlieferung angewiesen waren, die Erlebnisse von Vater und Sohn zusammengemengt wurden. Genug, wir finden den Vater zuletzt in Metz und dann in Paris. Er heiratete eine sehr wohlhabende Kaufmannstochter aus Lüttich. Der Sohn, Theodor Stephan Freiherr von Neuhof, wurde 1686 in Frankreich geboren. Der junge Theodor ging erst in bayerische Dienste, kam jedoch „wegen Liebesverdruß, Schulden und anderer üblen Entwicklungen" um seinen Abschied ein und wurde französischer Rittmeister. Er fand eine Gönnerin an Liselotte von der Pfalz, der Herzogin von Orleans und wurde deren Page. Durch die Vermittlung dieser bayerischen Prinzessin wurde die Schwester Theodors, ihre Hofdame, Gräfin Trevaux.

Theodor war ein großer Spieler. Nachdem er alles verloren hatte, und sich nur mit Mühe noch seiner Schuldner erwehren konnte, nahm er Dienste unter dem schwedischen Karl XII., bei dem er einen Landsmann, den Freiherrn von Görz, an hervorragender Stelle antraf. Görz war amtlich im Dienste des Herzogs von Holstein, tatsächlich aber die rechte Hand Karls. Neuhof erledigte mit Geschick verschiedene diplomatische Aufträge mit Alberoni, dem vielseitigen, intriganten Leiter der Geschicke Spaniens, mit dem die nordische Großmacht des öfteren zusammenging. Neuhof wurde in eine Verschwörung der schottischen Jakobiten verwickelt und infolgedessen zur Flucht aus dem Haag gezwungen, um dort nicht verhaftet zu werden. Der Freiherr reiste nach Schweden zurück. Zur Unzeit fiel jedoch Karl XII. vor Frederikshall. Abermals reiste Neuhof nach Spanien, wo er durch die Gunst Alberonis eine Oberstenstelle erlangte. Er hatte jedoch wiederum Pech, denn sein Gönner wurde plötzlich gestürzt. Unser Abenteurer geriet nun auch in Ungnade,

nebst seiner irischen, einst recht einflußreichen Gattin, die er auf den Rat Alberonis hin geheiratet hatte. Neuhof opferte seine Kostbarkeiten, verließ Madrid und seine Frau und eilte nach Paris. Dort wurde er mit Law (Levi?) bekannt, dem Urbilde aller Gründer und Spekulanten, und gewann und verlor ein Vermögen an den Papieren der Mississippi-Gesellschaft, die Law gestiftet hatte und deren Fallen und Steigen ganz Paris, ja ganz Frankreich in Aufregung setzte. Völlig verarmt, von Schulden erdrückt, von seinen Gläubigern aufs äußerste bedrängt, in Gefahr, in den Schuldturm geworfen zu werden, flüchtete er aus Frankreich, um unstet die Welt zu durchirren. Nach einem kurzen Abstecher nach England machte sich Neuhof nach der Levante auf. Er hatte eben immer das Talent, neue Gönner und Geldgeber zu finden, für das eine Loch ein anderes aufzumachen. Bald erschien er in Holland, bald in Lissabon, bald in Italien, wo immer er nur Kredit finden mochte. Dabei lebte er beständig mit großem Aufwande. Sein Leben erinnert stark an das eines späteren Zeitgenossen, des venezianischen Kavaliers Casanova. Das Jahr 1732 sah ihn auf einmal in Florenz. Aber in welcher Eigenschaft? Als Residenten Kaiser Karl VI. von Österreich! Fürwahr, ein glücklicher Schieber! Lange dauerte jedoch die günstige Brise nicht, da erhebt sich schon wieder ein Sturm, und der Abenteurer strandet als armer Schiffbrüchiger. Er fällt jedoch wie eine Katze immer wieder auf die Füße. In Konstantinopel stößt er auf den ungarischen Rebellen Rakoczy, der dort in glänzender Verbannung lebte, und den Franzosen Bonneval, der vorübergehend österreichischer Diplomat gewesen, aber im Zorn ausgeschieden und nach Konstantinopel gewandert und dort als Achmet Pascha bekannt war. Neuhof entdeckte gar bald die Leier, auf der die beiden Verbannten am liebsten spielten: es war der Haß gegen das Haus Habsburg. In diese Leier griff seine meisterliche Hand und er heckte zusammen

mit seinen neuen Freunden einen ungeheuerlichen Plan aus, um das Haus Habsburg zu erschüttern und womöglich zu vernichten. Ein türkisches Heer sollte durch Ungarn vordringen, daneben sollte eine Flankenbewegung über Korsika gemacht werden. Das Eiland liegt etwas weit weg von der Türkei, allein die Weisheit der Indianer: die kürzeste Verbindung zwischen zwei Geraden ist eine krumme Linie! sie wird auch in Europa geübt. Im übrigen ist schon einmal im 16. Jahrhundert die türkische Flotte, auf Veranlassung des korsischen Führers Sampiero, nach Korsika und sogar bis Toulon vorgedrungen. Von der Insel aus sollte Italien, wo ja die Österreicher seit Jahrhunderten standen, gewonnen und von Italien aus durch die Isonzopässe gegen Mitteleuropa marschiert werden. Die Verschwörer erlangten Gehör bei der Hohen Pforte. Neuhof wurde mit reichlichen Mitteln ausgestattet und nach Algier geschickt, um dort die Entsendung einer Flotte gegen Korsika zu betreiben. Der Abenteurer wurde zwar dort, entsprechend den Weisungen der Hohen Pforte, mit gebührenden Ehren aufgenommen, allein in seinen Plänen nicht entfernt so schnell gefördert, als er gedacht hatte. Es verflossen zwei Jahre, bevor es zu einem ernstlichen Unternehmen kam. Dann aber ging alles über Erwarten schnell und gut. Nach geringfügigen Kämpfen gegen die Genuesen, die damaligen Herren der Insel, wurde Theodor als König von Korsika ausgerufen. Er konnte sich mehrfach englischer Hilfe erfreuen. Durch die Genuesen vertrieben, verkehrte er denn auch in London und Edinburg. Als er nach Korsika zurückkehrte, stießen zu ihm Hauptmann Drewitz mit vierzehn deutschen Offizieren, die über Livorno fuhren. Außerdem warb er an tausend deutsche Mannschaften an. Früher einmal hatte sich aus Jux der Freiherr mit einem deutschen Fürsten durch England durchgebettelt. Es scheint, daß derartige Verbindungen ihm jetzt zugute kamen; ohnehin war ja die englische Unterstützung für die Werbung maßgebend.

In Italien kämpfte Neuhof gegen Banditen. Die Zahl seiner Abenteuer ist unübersehbar und nur zu oft ohne erkennbaren Zusammenhang. In Amsterdam besprach er sich mit Juden und vermochte sie dazu, ihm fünf Millionen Gulden, eine höchst beträchtliche Summe für damalige Zeiten, für seine korsischen Zwecke vorzustrecken; dafür mußte er ihnen ein Monopol für allerlei gute Dinge, so für den vorteilhaften Handel mit Olivenöl versprechen. Die Politik Frankreichs machte jedoch alle Pläne zunichte und zerstörte die Hoffnungen, die Neuhof auf seine dritte Expedition nach Korsika gesetzt hatte. Die Franzosen unterwarfen Korsika für Genua. Auch nachdem sie abgezogen waren, 1741, konnte sich Neuhof nicht halten; er flüchtete nach England. Seine weiteren Schicksale sind dunkel. Nur weniges ist davon durchgesickert. Von seinen Lieferanten verfolgt, wurde er in das Schuldgefängnis geworfen, dessen Unannehmlichkeiten, bis tief ins 19. Jahrhundert andauernd, Thackeray so beredt geschildert hat. Allein noch einmal zu guter Letzt lächelte dem Abenteurer das Glück. Er gewann die Protektion des hochmögenden Ministers Walpole. Dieser veranlaßte 1756 eine Subskription, um Neuhof auszulösen. Wie es aber zu geschehen pflegt: Kaum ist einer auf dem Gipfel, da stürzt er ab. Gerade frei geworden, befriedigte Neuhof seine Gläubiger, jedoch nur teilweise im Akkorde — soviel hatte er, scheint es, von seinen guten Freunden, den Juden, gelernt —, und starb im Dezember desselbigen Jahres. Seine Freunde setzten ihm ein Denkmal mit der Inschrift: „Das Glück brachte dem Manne ein Königreich und versagte ihm im Alter Brot.“ Neuhof hinterließ einen Sohn, der in England lebte und sich in einem Anfall von Schwermut erschoß. Ein Sohn von diesem wurde englischer Leutnant und starb in Gibraltar.

Ein deutscher Maharadscha.

Johann Georg Wüst, ein feuriger Sohn Frankens aus Rheinfeld, schlug sich vier Jahre auf der unteren Schule zu Würzburg bis zur Rhetorik durch. 18jährig, ließ er sich für das Bastheimsche Regiment anwerben, das 1739 zu den Streitkräften des Kaisers stieß, um die Türken zu dämpfen. Der Krieg war bald aus. Wüst, der am Soldatenleben Gefallen fand, trat in das Banater Regiment zu Temesvar, das unter dem General Engelshoffen stand und verlegte sich vornehmlich aufs „Partisan-Metier“. Als junger Fähnrich drang er 1744 mit nur zwölf Husaren in Prag ein, das von tausend Mann Friedrichs des Großen besetzt war und behauptete sich dort, bis Hilfsvölker eintrafen und die Preußen warfen. Für das „bezeugte Wohlverhalten“ ward er von Maria Theresia mit ihrem eigenen Porträt begnadet und einige Zeit darauf zum Rittmeister ernannt. Spielschulden veranlaßten ihn, nachdem er beständig Dienst und Garnison gewechselt hatte, 1752 sich dem König von Frankreich zur Verfügung zu stellen. Er bekam sofort ein Husarenkorps und wurde hierauf nach Ostindien entsandt. Lord Clive hatte sich dort eine mächtige Stellung erworben und hatte den Franzosen beinahe den Garaus gemacht. Wüst griff das Glück an der Stirnlocke und ward in der Folge zum Chef der versprengten französischen Truppen und wirklichen Generalissimus ernannt. „Die höchste Vorsehung wollte mich noch glücklicher wissen: da demnach es sich bald fügte, daß der indianische Kaiser oder Großmogul von Delhi mich endlich sogar mit Diplomatie als ostindischer König gesetzt und ernannt hat, auch einhellig von jedermann darzu auserwählt und anerkannt worden“, berichtet er selbst in seiner kürzlich aufgefundenen Selbstbiographie. Der Titularkaiser Indiens, der Großmogul von Delhi, das geschichtlich den ersten Rang unter den Städten Indiens einnimmt und erst

am 30. Dezember 1803 an die Engländer abgetreten wurde, ernannte den deutschen General in französischen Diensten sogar zum König Ostindiens. Der erste große Vorkämpfer der französischen Vorherrschaft in Vorderindien, Josef Francois Dupleix, der selber ein Vermögen von mehreren Millionen erworben hatte, war am 10. November 1763 in der Heimat im größten Elend gestorben, nachdem ihm die Kompagnie des Indes unter dem Vorwand der Vergeudung und Unterschlagung die Rückzahlung der ihm schuldigen Gelder verweigert hatte. Sein Nachfolger, der Marquis de Lallay Tollendal, sollte noch schlimmer enden. Er ward in die Bastille geworfen und enthauptet, weil er die Interessen des Königs und der indischen Kompagnie verraten habe. Seine Güter wurden eingezogen. Wüst wurde nun als Gesandter nach Paris abgeordnet, um „von seiten ihrer ostindischen Staaten und von drei an Frankreich bestalliert gewesenen Königen Ihrer Majestät vorzustellen, wie der General Lallay den Engländern alle ostindischen Städte und Plätze übergeben unter dem fälschlichen Vorwand, daß er zu schwach sei, sie länger zu verteidigen. Mittels aber vieler gemachter Proben seine verdiente Strafe erhalten". Lallay Tollendals Sohn erwirkte, besonders von Voltaire unterstützt, zehn Jahre später die Wiederaufnahme des Prozesses. Jenes Urteil wurde kassiert, und die Ehre des Verurteilten für makellos erklärt. Wüst scheint hierbei gerade keine schöne Rolle gespielt zu haben. Sein Geschichtsschreiber, der Münchner Stadtarchivar Fridolin Solleder[1]) behauptet jedoch, daß der deutsche Maharadscha in gutem Glauben gehandelt habe. Übrigens sind ja weder Lord Clive noch Warren Hastings derartigen Prozessen entronnen. Clive hat durch Selbstmord geendet. Wüst kehrte nach Indien zurück mit dem Befehl des Königs „die französische Nation wieder zu établieren". Er wählte „wegen geheimster Staatsabsichten" den Land-

[1]) Der Sammler 20. April 1922.

weg. Näheres erfahren wir leider nicht darüber; der Weg muß äußerst schwierig gewesen sein, wenn man sich vorstellt, daß er über das von Thronwirren zerrissene Persien und entweder über Belutschistan oder Afghanistan führte. Auf der Reise wurde er plötzlich durch einen Schlagfluß auf der ganzen Seite gelähmt. Ein Jahr lang konnte er kein Wort reden, noch konnte er einen Menschen erkennen, so daß er siebenmal für tot gehalten wurde. Wieder genesen, entsagte er in feierlichem Gelübde der Welt und ihren Freuden und wanderte zu Fuß in hartem Büßerleben als einfacher Pilger zweimal nach Loretto und Rom. Getreu seinem Gelübde, als armer Büßer von Gnade und Almosen zu leben und zu sterben, pochte er im Mai 1776 an die Pforten des Juliusspitals in Würzburg und bat als fränkisches Landeskind um Aufnahme. Er unterbreitete dem Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim eine knappe Selbstbiographie, „seine in seinem Leben gehabten Seltenheiten". Der Bischof forderte über ihn noch selbigentags ein Gutachten ein. Zwar schüttelte man verwundert das Haupt, daß der ehemalige Generalchef von seiten Frankreichs in Ostindien der Welt entsagen wolle. Doch wenn auch der „geschwinde Absprung eines weltkundigen Generals vom langgeübten Partisan-Métier höchlich in Verwunderung setzte", so hieß man doch seine Aufnahme gut. Da saß er nun in dem Spital als Ehrenpfründner mit adligen Damen, Präzeptoren, Chirurgen, Barbieren und Apothekern. Die innere Unrast trieb aber wiederum bald den gealterten Wüst auf die Wanderschaft. Mehrmals kehrte er zurück. Einmal aber entwand ihm Freund Hein den Wanderstab. An unbekanntem Ort ist er zur ewigen Ruhe gebettet. Viele Einzelheiten seines wechselreichen Lebens sind uns noch verborgen. Erst wenn wir im „Archive de la guerre" in Paris wieder studieren können, wird man völlig überschauen, mit welchem Erfolg einst ein Franke den Franzosen gegen die Engländer in Indien half.

Struensee.

Da war ein Prediger an der Ulrichskirche zu Halle, der Verfasser des alten Halle'schen Gesangbuches, Adam Struensee. Ihm erblühten sieben Kinder. Der zweite Sohn Johann Friedrich studierte in Halle Arzneiwissenschaft und wurde, kaum neunzehnjährig, schon Doktor und in der Folge Stadtphysikus zu Altona. Als schöner Mann, lebenslustig, ehrgeizig und genußsüchtig, suchte er vornehme Bekanntschaften zu machen und stürzte sich bald in Schulden. Durch eine Empfehlung des Grafen Rantzau-Aschberg bewogen, nahm ihn 1768 der junge Christian VII. von Dänemark zum Leibarzt für eine Reise durch Deutschland, Frankreich und England, und berief ihn hierauf nach Kopenhagen. Er wurde als Leibarzt bestätigt und zugleich zum Vorleser des Königs und zum Kabinettsekretär der Königin ernannt. Diese, die ihn zuerst mit Mißtrauen betrachtet hatte, wendete Struensee ihre Freundschaft zu, weil er ihren zweijährigen Sohn, den nachmaligen König Friedrich VI., von einer Krankheit heilte. In Kopenhagen herrschte eine Adelsoligarchie, die aus den Grafen Bernstorff, Thott, Rosenkrantz, Moltke und Reventlow bestand. Christian, durch Ausschweifung gänzlich heruntergebracht, war unfähig und wußte das selbst und überließ daher alles jenen Grafen. Diese fürchteten jedoch den steigenden Einfluß Struensees und der von ihm beratenen Königin Karoline Mathilde. Struensee beschloß, gemeinsam mit seinem Freunde Brandt, die Zügel an sich zu reißen. Er setzte Bernstorff, der vierzig Jahre lang als Staatsmann gewaltet hatte, kurzerhand ab. Er ließ, um die Gunst des Volkes zu gewinnen, die Pressefreiheit verkünden; er hob den Staatsrat auf. Er bestimmte nach eigenem Gutdünken neue Minister. Kurz, er wurde Diktator, allmächtiger Herr. Zu seiner Partei schlugen sich der Oberst Falkenskjöld und der General Gähler, den man zum Admirale avancieren ließ. Es gingen zu ihm über die früheren Gegner Rantzau und

der den Russen ergebene Diplomat Graf Osten. Dann konnte Struensee noch auf die Generalin Gähler, eine Freundin der Königin und, wie es heißt, seine Geliebte, und auch die Gräfin von Holstein, der Brandt innig zugetan war, zählen. Um seine Stellung noch mehr zu kräftigen, rief Struensee noch seinen Bruder (den späteren preußischen Minister), den Botaniker Oeder für die Landwirtschaft und Sturz für die Presse aus Deutschland herbei. Struensee war nicht ohne Verdienste. Er ordnete die Finanzen, verringerte die Abgaben und hob Handel und Wandel. Er milderte die Strafgesetze, schaffte die Fron zum Teile ab und verbesserte die Verwaltung wie den Unterricht. Ein aufgeklärter Reformer! Bald regten sich jedoch wieder die Gegner, zumal der deutsche Klüngel bei den Dänen sich nicht beliebt machen konnte. Gegen die verhaßten Ausländer waren einmal die Adligen, die ihre Macht verlieren sollten, ferner die Beamten und Offiziere, die anderen den Platz räumen mußten, endlich die Bürger, die ihre Zunftprivilegien einbüßten. Und nicht zuletzt die Geistlichen, weil die Reformen ihnen freigeistig schienen. Bei Hofe ging es unterdessen lustig zu: Festlichkeiten und kein Ende! Je freier die Sitte, umso willkommener.

Kaum hatte Struensee ein volles Jahr, man kann schon sagen, regiert, da meuterten die Matrosen. Hierauf empörten sich die Leibgarden. Beide Male war Struensee so ängstlich und nachgiebig, daß seine Feinde Mut schöpften und sich zu seinem Untergange verschworen. Die Königin gebar 1771 eine Tochter. Das Gerücht verbreitete sich, sie sei von Struensee. Der britische Gesandte, Lord Keith (ein Bruder des preußischen Generals, der bei Zorndorf und sonst sich ausgezeichnet hatte), sah die Katastrophe herannahen und wollte die Königin retten. Im Einverständnis mit seinem Souverain, Georg III., bot er Struensee eine bedeutende Summe Geldes und eine Zuflucht in England an. Der

Minister schlug jedoch aus, weil die Königin nicht ohne ihren Freund leben wollte. In der Nacht vom 16. zum 17. Januar 1772, während ein Hofball stattfand, nahmen die Verschworenen, auf das Dragonerregiment gestützt, das die Wache vor dem Schlosse versah, den verhaßten Ausländer gefangen, ebenso Brandt und nicht minder die Königin. Es war nicht gerade rühmlich, wie die Verschworenen Geständnisse von den Verhafteten zu erpressen suchten. Man wollte von der Königin herauslocken, daß sie mit dem Hallenser sich vergangen habe. Da sie sich weigerte, rief man, Struensee habe seine Schuld eingeräumt; wenn das jedoch eine Lüge sei, so müsse er als Verleumder der Majestät eines schmählichen Todes sterben. Die Königin fragte zitternd, ob man ihn begnadigen werde, wenn sie den Wunsch der Verschworenen erfülle. Als das bejaht, begann sie ein Papier, das die Aussage ihrer Schuld enthielt, zu unterzeichnen. Sie hatte ihren Namen noch nicht ganz vollendet, als sie auf dem Gesichte ihres Drängers eine höhnische Freude bemerkte. Ohnmächtig sank sie in ihren Sessel zurück. Der tückische Kommissar, Schack-Rathlow, soll dann der Ohnmächtigen die Feder in die Hand gelegt und, die Hand führend, den Namen „Karoline Mathilde" völlig ausgeschrieben haben. Struensee wird zum Schafott verurteilt. Ihm und Brandt sollte lebend die rechte Hand und hierauf der Kopf abgehauen, der Körper gevierteilt und aufs Rad gelegt, der Kopf auf einen Pfahl gesteckt werden. Das Urteil wurde am 28. April 1772 wirklich vollstreckt. Es gilt allgemein für einen Justizmord. Die Königin aber verließ Dänemark, konnte aber ihres Lebens nicht mehr froh werden und starb drei Jahre danach aus Gram auf dem Schlosse Celle im Lande Hannover.

Bald nach Struensees Tode schlug die Stimmung um, und man erkannte, daß seine Reformen segenbringender gewesen waren, als die Mißwirtschaft, die nun einsetzte.

Struensees „Glück und Ende", bald in Flugblättern und von Bänkelsängern durch Deutschland verbreitet, rief schon im 18. Jahrhundert dichterische Bearbeitungen hervor, so in dem Drama „Friedrich Graf von Struensee" von Ernst Bornschein (1793) und in dem Roman Bouterwecks „Gustav und seine Brüder" (1796). Sein Andenken lebendig erhalten haben die beiden Dramen von Michael Beer und Heinrich Laube, das erstere eine der besten Leistungen des Schiller-Epigonentums, aber ohne dramatische Schlagkraft, das andere ein echtes rechtes Theaterstück mit guten Charakteristiken, aber von der Geschichte ziemlich weit abweichend. Laubes vielgespieltes Stück hat die Gestalt Struensees auf der Bühne heimisch gemacht.

Nikolaus Graf von Luckner[1]).

Es sind 200 Jahre, daß dem Gastwirt Samuel Luckner in Cham ein Söhnlein geboren wurde. Mit acht Jahren verlor der Kleine, der auf den Namen Nikolaus getauft worden war, den Vater. Die Mutter, die außer ihm noch für zwei Söhne zu sorgen hatte, schickte ihren Erstgeborenen in die Lateinschule in Cham, dann nach Straubing und hierauf nach Passau; denn er sollte ein Geistlicher oder ein Beamter werden. Aber die Schul- und Klosterluft behagte dem Studentlein nicht. Sein Sinn ging über die beengenden Räume hinaus in die Weite, und bedenkliche Streiche, die ihm die Bezeichnung Libertinus oder Wildfang eintrugen, waren für ihn Veranlassung, auch das Gymnasium zu Passau zu verlassen. Kurz entschlossen und ohne Einwilligung der Mutter warf er die Feder weg und griff, obwohl erst fünfzehnjährig, zum Schwert. Als Kadett im bayer. Infanterieregiment Morawitzky zog er 1737 mit gegen die Türken, kam 1739 als Fähnrich zurück, nahm im Österreichischen Erbfolgekriege teil an der Eroberung von Linz und

[1]) Studienprofessor J. Brunner, Sammler, Jan. 1922.

Prag, sah das Kriegsglück des Kurfürsten und Kaisers Karl Albrecht sich wenden und kehrte als Leutnant aus Böhmen nach Hause. Seine Vaterstadt Cham fand er von den Panduren Trenks ausgeplündert und vollständig niedergebrannt, die Bewohner zum Teil versprengt oder getötet, die Zurückgebliebenen im größten Elend. Seine Mutter war nach Kötzting gezogen und dort gestorben. Da war seines Bleibens in der Heimat nicht, und er folgte sogleich der Werbung des ehemaligen Gerichtsdieners Michel Gschrey, als Leutnant in sein Freikorps einzutreten. Hier kam der junge Luckner in die richtige Schule, und hier fand sein Draufgängertum ausgiebige Nahrung und Befriedigung. Da galt es, List und Unerschrockenheit, raschen Entschluß mit Tatkraft zu vereinen, Rücksichtslosigkeit ohne Empfindlichkeit in die Tat umzusetzen. Als Gschrey bei der Erstürmung der Brücke in Donauwörth verwundet wurde, übernahm sofort Luckner die Führung und verhalf auch später dem Freikorps zu schönen Erfolgen. Nach dem Kriege kam er 1745 als Premierleutnant in das Ferrarysche Husarenregiment und 1746 in das Husarenregiment Frangipani, das nach Holland zum Kampfe gegen die Franzosen bestimmt war. Dort brachte er es zum Major und eroberte außerdem das Herz einer reichen Holländerin namens de Cypres (nach anderen hieß sie Jeannette von Rademacher aus Haag), die anscheinend in Holstein, das damals zu Dänemark gehörte, begütert war. Nach dem Friedensschluß im Jahre 1748 wurde Luckner als Major verabschiedet. Er zog sich auf sein holsteinisches Gut Blumendorf zurück und gab sich acht Jahre der friedlichen Beschäftigung eines Landwirts hin. Als nun 1756 der Siebenjährige Krieg ausbrach, litt es den unruhigen Geist nicht mehr länger zu Hause. Er ließ sich sein Dänenroß satteln und ritt an der Spitze eines Freikorps von 200 Husaren als Major in hannoverisch-englischen Diensten in den Krieg. Bald wurde es zum Regiment, sein Major zum Oberst erhoben.

Er machte die Hauptschlachten des Krieges mit, zeigte sich aber als der rechte Mann zur Ausführung kleiner hitziger Gefechte, verwegener Überfälle, kühner Streif- und Beutezüge. Er fing bei Warmholz einen Oberst mit 61 Dragonern, erbeutete bei Krefeld 60 Pferde, jagte die französische Besatzung aus Urdingen und führte ihre ganze Bagage weg, überfiel die Franzosen in Holzhausen und machte den Brigadier mit 168 Mann zu Gefangenen, überrumpelte die Stadt Fulda während eines Balles und hob die Besatzung von 1200 Mann auf, brachte durch einen kühnen Überfall den Grafen von Murat mit 5 Offizieren und 208 Mann in seine Gewalt, brandschatzte den Fürstabt von Fulda um die ungeheure Summe von 36 000 fl., hieb mit seinen Husaren in dem Gefechte von Ziegenhain fast das ganze Regiment Berching zusammen und nahm bei Dossel ein französisches Regiment gefangen; innerhalb sieben Tagen hatte er zehn Gefechte glücklich durchgeführt und den Franzosen ebensoviel Schaden als Verdruß zugefügt. Niemals gelang es ihnen, den flinken Husarenführer in ihre Hand zu bekommen; denn er war überall und nirgends. Der Siebenjährige Krieg war denn auch die an kriegerischen Erfolgen reichste Zeit Luckners. Man hatte seine Verdienste auch zu würdigen gewußt und ihm 1758 den Adelsbrief, 1761 das Generalleutnantspatent überreicht. Als aber der Siebenjährige Krieg beendet war, wurde sein Regiment aufgelöst und er auf halben Sold gesetzt. Voll Ingrimm über diese Behandlung zog er sich auf seine Güter in Holstein zurück und ließ sich noch im gleichen Jahre von Frankreich bestimmen, in seine Dienste zu treten, sobald man seiner bedürfte. Nun führte er lange Jahre das Leben eines Landjunkers, wurde 1778 in die dänische Ritterschaft aufgenommen und 1784 von König Christian in den Grafenstand erhoben.

Als im Jahre 1791 das Verhältnis Frankreichs zu Deutschland sich sehr zuspitzte, stellte Frankreich zum Schutze

seiner Grenzen drei Armeen auf; die eine sollte General Rochambeau, die andere General Lafayette, die dritte Luckner führen. So zeigte sich also das Schauspiel, daß ein deutscher General mit französischen Truppen gegen seine eigenen Landsleute kämpfte. Als dänischer Großgrundbesitzer, als der Gemahl einer Holländerin hatte er wohl längst sein Vaterland vergessen, wie ihm auch seine Heimat, die er im Jahre 1743 zum letzten Male gesehen hatte, ebenso aus den Sinn gekommen war. Welches Vertrauen ihm Frankreich entgegenbrachte, welche Hoffnungen es auf ihn setzte, bezeugt die Tatsache, daß man ihn der höchsten militärischen Stufe Frankreichs für würdig erachtete. Am 28. Dezember 1791 überreichte ihm der Kriegsminister Narbonne im Namen des Königs den Marschallstab vor einer Front von 10 000 Mann Truppen. Man sah in ihm schon den Retter Frankreichs. Der Dichter Rouget de Lisle, der kurz vor Beginn des Weltkrieges vom Präsidenten von Frankreich hoch gefeiert wurde, widmete ihm im Mai 1792 die Marseillaise. Dieses Sturmlied der Revolution, das die Marseiller bei ihrem Einzuge in Paris zuerst gesungen hatten, dieser äußerst wirkungsvolle Schlachtgesang der Franzosen ist also zu Ehren eines Deutschen, eines Bürgerssohnes der oberpfälzischen Stadt Cham gedichtet und vertont worden. „Chant de guerre pour l'armée du Rhin dédié au maréchal Luckner." So lautete ihr Titel.

Als im Jahre 1792 die Österreicher in Belgien standen und Frankreich bedrohten, legte Rochambeau sein Kommando nieder, und Lafayette zauderte, die Grenze zu überschreiten. Nur Luckner wagte es, mit ungeschulten Truppen vorzurücken, da man ihn der Unterstützung durch die Belgier versichert hatte. Er begann den Marsch am 8. Juni 1792 und kam am 12. Juni in Lille an, besetzte Menin und Ypern, und nahm am 18. Juni den Österreichern Courtray weg. Darüber herrschte in Paris, wo bereits alles drunter und drüber ging,

Jubel und Zuversicht. Luckner aber blieb in der gewonnenen Stellung stehen und wartete auf die Erhebung der Belgier. Allein vergebens; erst im Weltkriege holten sie es desto gründlicher nach! Luckner schrieb nun an den Kriegsminister: „Seitdem ich sehe, daß die Belgier nicht für uns gestimmt sind, habe ich Tag und Nacht nachgedacht und nur ein Mittel gefunden, eine Frankreich bedrohende Gefahr zu vermeiden, und das ist: mein Heer auf Valenciennes zurückzuführen." So gab er denn schweren Herzens am 29. Juni den Befehl zum Rückzug und stand nach drei Wochen wieder in den alten Stellungen.[1]) Aus dem kühnen Haudegen war ein bedächtiger alter Mann geworden.

Obwohl Luckner in Belgien enttäuscht hatte, wurde er zum Befehlshaber der Zentralarmee bei Metz und zum Generalissimus der französischen Heere ernannt. Hier verhielt er sich abwartend, als im August 1792 die deutschen Regimenter die französische Grenze überschritten. Nun traute man ihm in Paris auch politisch nicht mehr recht, hielt ihn für einen Gegner der Revolution und ersetzte ihn durch Kellermann. Luckner bekam die Aufgabe, in Chalons eine Reservearmee zu bilden. Um die Nationalversammlung zufrieden zu stellen, scheint er hier bedeutende Geldmittel aus seinem Vermögen für diese Armee geopfert zu haben; trotzdem gab man ihm am 19. Januar 1793, also zwei Tage vor der Hinrichtung des Königs, den ehrenvollen Abschied mit einer jährlichen Pension von 36000 Livres. Er zog sich nach Straßburg zurück, wo er Hausbesitzer war, um den weiteren Gang der Ereignisse abzuwarten. Als man ihm aber weder seine Pension noch die vorgestreckten Summen ausbezahlte, begab er sich im Spätherbst 1793 nach Paris, um sein Recht zu suchen. Der Fanatiker Robespierre ließ ihn aber verhaften und als angeblichen Teilnehmer an der Verschwörung Capets am 4. Januar 1794 mit der Guillotine enthaupten.

[1]) Dr. H. Pfeiffer. Der Feldzug Luckners in Belgien. Leipzig 1897.

Das ist der Lebensweg Luckners von der Wiege bis zum Schafott.

Als der schrecklichen Revolution wieder etwas vernünftigere Zeiten folgten, wurde vom Nationalkonvent das Todesurteil für ungerecht erklärt und das Vermögen Luckners an seinen ältesten Sohn Nikolaus Grafen von Luckner 1795 zurückerstattet, und in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde sein Bild für würdig erachtet, neben den Porträtgemälden der anderen berühmten Generale Frankreichs in der Nationalgalerie zu Versailles zu glänzen.[1]) Talent und Neigung zum öffentlichen Sprechen besaß Luckner nicht. Man sagte: „Es ist ihm leichter, eine Schlacht zu gewinnen, als eine Rede zu halten." Das Französische lernte er nicht geläufig; dagegen verstand er es, sich sehr gut deutsch auszudrücken, wie seine vielen Briefe beweisen. Daß er auch eine poetische Ader besaß, bezeugt ein gutes Gedicht, das er am Ende seines Lebens im Kerker verfaßte. Er hat zwei Söhne und zwei Töchter hinterlassen. Von diesen vermählte sich die eine mit einem Freiherrn von Maltzahn, die andere mit einem Grafen von Moltke. Luckner war damit in die Reihen des dänischen und deutschen Hochadels eingetreten.

Als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Schlossermeister Josef Luckner von Cham gelegentlich seiner Militärdienstzeit zur Gewehrfabrik in Spandau kommandiert war, ließ sich Feldmarschall Moltke seinen „Vetter aus Bayern" vorstellen und beehrte ihn dreimal mit einer Einladung.

1922 kam ein Urenkel des Marschalls Luckner, Graf Felix von Luckner, um Cham zu sehen und seine Verwandten kennen zu lernen. Er hat die Gesichtsbildung und die außer-

[1]) Brunner ließ von dem Photographen Bardichon in Versailles ein Lichtbild anfertigen und es der Lebensbeschreibung Luckners in der von ihm 1919 herausgegebenen Geschichte der Stadt Cham S. 346 beigeben.

ordentliche Widerstandskraft, aber auch den kühnen Wagemut seines Ahnen geerbt. Mit hinreißender Frische und Anschaulichkeit erzählte er von seiner tollkühnen, 64 000 Kilometer umfassenden Kaperfahrt, die er im Weltkriege mit einem notdürftig zum Hilfskreuzer ausgerüsteten Dreimaster unternommen hat. Die Abenteuer, die er und seine 64 Gefährten auf dieser gefährlichen Segelfahrt im Atlantischen und Großen Ozean bestanden, die Erfolge, die er durch Geistesgegenwart und Entschlossenheit dabei errungen hat, erzählt er in seinem Buche „Der Seeteufel". Marschall Luckners Kampfgeist spricht da auf jeder Seite und sie hat sich bewährt zu Wasser wie zu Lande.

Häuptling auf den Aleuten.

Der ungarische Magnat Moritz August von Benjowsky hat „Begebenheiten und Reisen" geschrieben, die Ende des 18. Jahrhunderts eines der beliebtesten Unterhaltungsbücher wurden. In dem treuherzigen Stil und der romanhaften Aufmachung, wie im Überreichtum bunter Wechselfälle erinnert das Buch an Franz Urban Bawier. Nur sind gegen die Glaubwürdigkeit Benjowskys niemals Zweifel erhoben worden; im Gegenteil! es gibt unabhängige Aufzeichnungen, die den Bericht des Grafen bestätigen.

Benjowsky half den Polen gegen die Russen, geriet mit den Türken in Fühlung, die damals noch die Festung Chotin an der Nordecke Beßarabiens und der Moldau besaßen, und wurde nach vielen Gefechten, in denen er sich Ruhm erwarb, von den Russen gefangen genommen. Man schleppte ihn durch das europäische Rußland und durch Sibirien nach Kamtschatka. Ein deutscher Wundarzt namens Hoffmann „von durchdringendem Verstande und einer liebenswürdigen edlen Gemütsart", gab ihm den näher erläuterten Rat, über Japan zu entfliehen. Man gründete eine Verschwörergesellschaft der Verbannten. Im Sommer 1770 traf die Gesellschaft

in Kamtschatka ein. Benjowsky ist bereits der anerkannte Führer. Die Beamten entdecken, daß der Ungar ein ausgezeichneter Schachspieler war und stellten ihn an, um gegen reiche Kaufleute Turniere zu bestreiten. Die Partie kostete 500 Rubel und eine Anzahl von Zobel- und Hermelinfellen. Ein Fünftel des Gewinnes floß dem Ungarn zu, der Rest den Beamten. Einmal allerdings, als er verlor, wollten sie ihn beinahe hinrichten. Die Tochter des Gouverneurs verliebte sich in Benjowsky. Die Familie war einverstanden, daß der Graf sie heirate, und stellte ihm eine glänzende Laufbahn in Aussicht, wozu bereits Schritte in Petersburg unternommen wurden. Infolge von allen möglichen Schwierigkeiten, Umtrieben, Attentaten, Eifersüchteleien und anderen Zwischenfällen kam es jedoch schließlich dazu, daß Benjowsky und seine Mitverschworenen die Zitadelle erstürmten und daß ihr Anführer in der Notwehr den Gouverneur erschlug, und die Korvette „Sankt Peter und Paul“ von den Russen kaperte. Im Mai 1771 stach er in See. Die Tochter des Gouverneurs wollte nicht von ihm lassen und begleitete ihn, starb jedoch auf der Höhe von Makao. Der Ungar begab sich, unter fortwährenden, spannenden Abenteuern über die Aleuten und Japan, das damals noch streng den Fremden verschlossen war, nach der Ostküste Formosas, wo man ihm ein Königtum anbot, und Madagaskar. Am polenfreundlichen französischen Hofe freundlich aufgenommen, wollte er Ludwig XV. zur Kolonisation jener beiden großen Inseln bestimmen.

Als Häuptling der Aleuten tritt dem ungarischen Magnaten Iwan Ochotyn entgegen. Es ergibt sich, daß der Kapitän, der ihn weltmännisch aufnimmt, ein Deutscher war, und zwar ein Sachse, und in Wirklichkeit Leuchtenfels hieß. Er war Hauptmann im Smolenskischen Regimente unter der

---

[1]) Ich besitze die erste deutsche Übersetzung der Memoiren, die ursprünglich englisch geschrieben und „allzu wortreich“ waren, von Dr. Ebeling, Hamburg, 1791.

Kaiserin Elisabeth und hierauf Adjutant des Generals Apraxin. Auf Befehl der Kaiserin wurde der General verhaftet. Der Adjutant teilte sein Schicksal und wurde nach Sibirien verbannt. In Ochotsk erlaubte man ihm, auf ein Schiff zu gehen, um für die Regierung Seeottern zu fangen. Auf der dritten Seereise bemächtigte er sich des Schiffes in der Nähe der Aleutischen Inseln, nachdem er 50 Mann von dem Schiffsvolk auf seine Seite gebracht. Stehenden Fußes kaperte er noch zwei andere Fahrzeuge und zwang die Mannschaften, ihm zu folgen. Mit 134 entschlossenen Leuten bot er der spärlichen russischen Seemacht, die damals im Busen von Ochotsk versammelt war, jahrelang die Spitze. Hiernach ließ er sich auf der größten der aleutischen Inseln nieder. Seine Gefährten verheiratete dieser deutsche Odysseus mit den Töchtern des Landes. Als Benjowsky ankam, hatte sich der Deutsche bereits eine überragende Stellung bei den Insulanern verschafft. Er wollte dort, an dem nordwestlichsten Zacken von Amerika, eine dauernde Kolonie anlegen. Da es ihm jedoch an Waffen und Geräten fehlte, beschloß er, die russischen Niederlassungen in Ochotsk und Kamtschatka zu zerstören und alles von dort wegzuschleppen, was seinen Absichten dienen könnte. Er forderte den Ungarn auf, sich mit ihm zu verbinden. Dem war jedoch mehr an einer schleunigen Rückkehr nach Europa gelegen. Ein Teil seiner Gefährten wäre indes nicht abgeneigt gewesen. „In Hinsicht der anzulegenden Kolonien riet ich ihm, sich an irgend eine europäische Macht zu wenden, und sich an deren Unterstützung zu wenden, wozu ich ihm meine Dienste anbot. Diese Erwägungen schienen ihm vernünftig, und er nahm mein Anerbieten an, wie ich an seinem Orte ausführlich sagen werde." Wir sind nun hier in der schmerzlichen Lage, wie des öfteren, bei Herodot und Tacitus, namentlich wo der letztere die Schicksale des Tumelikus, des Sohnes von Arminius zu erzählen verspricht. Den Schluß seiner Abenteuer ist Benjowsky uns schuldig geblieben, und so

erfahren wir nirgends — ich habe es auch aus keiner anderen Quelle ersehen können —, was aus den Plänen Ochotyn-Leuchtenfels geworden ist.

Aus den Schilderungen Benjowskys entnehme ich noch eine andere merkwürdige Nachricht. Ein Deutscher, Feldwebel Lohner, wurde mit 24 Soldaten und 80 Kosaken von der Regierung von Ochotsk ausgeschickt, um die Stadt Uda, südlich von Kamtschatka, zu unterwerfen. Auch wollten die Russen schon damals das Becken des Amur, das die Chinesen ihnen seit fast hundert Jahren entrissen hatten, zurückerobern; dies gelang ihnen jedoch erst in den 1850er Jahren. Der genannte Lohner und seine Mannschaften desertierten, und ließen sich in Korea nieder. Dort sind sie verschollen. Es wäre reizvoll, wenn einmal jemand in einer koreanischen Chronik näheres über ihre Schicksale entdeckt.

In Rußland.

Schon unter Iwan dem Schrecklichen betreffen wir reichsdeutsche Artilleristen im Zarenreiche, dann unter Peter dem Großen in der Sloboda, der „Freistadt" bei Moskau.

Ernst Johann Bühren, der Sohn eines kurländischen Gutsbesitzers, studierte zu Königsberg und gelangte 1714 nach Petersburg. Er kam sehr in Gunst bei der Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, der Nichte Peters des Großen. Nach der Thronbesteigung Annas, 1730, wurde er der allmächtige Herr in Rußland. Er nahm den Namen und das Wappen der französischen Herzoge von Biron an, die ihn von Haut und Haar nichts angingen. Stolz und despotisch, überließ er sich allen Leidenschaften des Hasses gegen die Nebenbuhler seines Ehrgeizes. Die Fürsten Dolgoruki und ihre Freunde waren die ersten Opfer, welche fallen mußten; mehrere tausend Menschen ließ er hinrichten und noch viel mehr schickte er in die Verbannung. Oft soll die Kaiserin sich ihm zu Füßen geworfen haben, um ihn zu besänftigen, aber auch ihre Bitten und Tränen ver-

mochten nicht, ihn zu rühren. Doch läßt sich nicht leugnen, daß die Stärke seines Charakters Tätigkeit und Kraft in alle Teile der Staatsverwaltung des großen Reiches brachte. Er ward Herzog von Kurland und Regent des russischen Reiches. Als Elisabeth sofort nach der Thronbesteigung ihres Sohnes Iwan das große Aufräumen anhob, wurde Biron durch Münnich in seinem Bette verhaftet, nach Schlüsselburg abgeführt und dort zum Tode verurteilt, der jedoch in Vermögenskonfiskation und Verbannung nach Sibirien umgewandelt wurde. Ein Jahr darauf ward er von Elisabeth zurückberufen. In Kasan an der Wolga traf er mit dem seinerseits verbannten Münnich zusammen. Beide erkannten einander, setzten aber, ohne ein Wort zu wechseln, in entgegengesetzter Richtung auf ihrem Schlitten die Reise fort. Durch Katharina erhielt Biron sein Herzogtum Kurland zurück. Er starb erst 1772.

Burkard Christof Reichsritter von Münnich wurde als Sohn eines Deichgrafen zu Oldenburg geboren und wurde achtzehnjährig Hauptmann in Hessen-Darmstadt. Er trat 1716 als Oberster in polnisch-sächsische, dann als Generalmajor in schwedische und 1726 in russische Dienste. Durch Peter II. wurde er Generalissimus und durch die Zarin Anna zugleich Feldmarschall und Präsident des Reichskollegiums, also eine Art Kanzler. Er hat der russischen Landesverteidigung neue Grundlagen gegeben. Er organisierte das Landheer, und errichtete das adlige Kadettenkorps. Für die Russen eroberte er Danzig und entriß es den Polen. Im Jahre 1736 verwüstete er die Krim und erstürmte Oczakoff. Er ging über den Dnjestr und besetzte die Moldau. Da er die Türken noch weiter zurücktreiben wollte, machte der Friede zu Belgrad Schluß. Kraft seiner Empfehlung ernannte die sterbende Zarin den Herzog Johann von Kurland zum Reichsregenten. Münnich hoffte, den Herzog in der Hand zu haben und selbst die Gewalt auszuüben. Da

ihm jedoch nicht alles nach Wunsch ging, ließ er den Herzog gefangennehmen und sich zum Erstminister erklären. Mit Eifer betrieb er ein Bündnis mit Preußen. Bei Kaiserin Elisabeth fiel er in Ungnade, wurde 1741 in den Kerker geworfen und zum Tode verurteilt. Man begnügte sich jedoch damit, ihm seine Güter zu nehmen, und ihn nach Sibirien zu verbannen. Dort lebte er einundzwanzig Jahre, bis ihn Peter III. befreite und ihn in seine Würden wieder einsetzte. Katharina II. ernannte ihn zum Admiral der Häfen am Baltischen Meere. Münnich starb 1767 in Petersburg. Dieser Oldenburger, der so vielen fremden Regierungen gedient und der den Aufstieg Rußlands von der Groß- zur Weltmacht wesentlich befördert hat, schrieb ein französisches Buch über russische Regierung und Verfassung.

Sein Zeitgenosse Heinrich Johann Friedrich Ostermann, einer der ersten Diplomaten seines Jahrhunderts und ein feiner Hofmann, wurde als Sohn eines Predigers zu Bockum in Westfalen geboren, studierte in Jena und trat 1704 in die russische Flotte. Er war 1711 am Pruth, als Peter der Große durch die Türken aufs äußerste bedrängt wurde, und half der Gemahlin Peters, die den Großvezier mit einer stattlichen Summe bestach, den Zaren aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Er schloß den für Rußland so günstigen Frieden von Nystadt mit Schweden, 1721. Er ward Oberhofmeister des minderjährigen Peters II. und Mitglied des Regentschaftsrates. Durch Anna stieg er zum Generaladmiral empor. Die launische Elisabeth ließ ihn jedoch, zugleich mit Münnich, bald nach ihrer Thronbesteigung verhaften und zum Tode verurteilen. Wie er schon auf dem Blutgerüste stand, teilte man ihm mit, daß das Urteil in Verbannung nach Sibirien umgewandelt sei. Noch bevor er den Ural erreichte, holte er den kurz vorher verbannten Münnich auf der Reise ein. Ostermann starb in der westsibirischen Stadt Beresow 1747. Man rühmte seinen weit-

umfassenden klaren Verstand, seine Menschenkenntnis, und „ein feines Zartgefühl“, endlich seine Zähigkeit. Er war untadelhaft in seinem Lebenswandel, unbestechlich und treu, erfahren und geschäftsgewandt, zudem mit den Wissenschaften vertraut und mit seltenen Sprachtalenten ausgerüstet, daher ein Beschützer des Verdienstes und der Gelehrsamkeit. Unübertroffen war er als Staatsmann. Aufs genaueste kannte er die Verhältnisse der europäischen Höfe und ihre Beziehungen. Nur schade, daß alle diese glänzenden Eigenschaften nicht dem eigenen Vaterlande zugute kamen. Seine Nachfahren, die in einheimische Adelsfamilien einheirateten, wurden vollends verrußt. Ostermann-Tolstoi kämpfte 1806/7 gegen die Türken, und 1812/13 gegen Napoleon. Er nahm an den Schlachten von Ostrowa, Borodino und Tarutino teil. Schulter an Schulter mit den Deutschen siegte er bei Bautzen und Kulm. An der Spitze des Gardekorps überwand er bei Kulm einen fünfmal stärkeren Feind, freilich kostete ihm der Sieg den rechten Arm. Vereint mit Klenau eroberte er Dresden. Zuletzt wurde er russischer Gesandter in Paris, wo ihn der Korse Pozzo di Borgo ablöste.

Goethe spricht vom Weltsinn der Franken. Er selbst, den eine rastlose Wanderlust bis in sein hohes Alter umhertrieb und der die Welt verstand wie kein anderer, ist das beste Zeugnis dafür. Engere Landsleute von ihm, Frankfurter, waren Klinger, der leichtsinnige Friedrich, der in französischen Diensten nach Korfu kam, und in der Gegenwart Daniel Diehl, der Südamerika durchschweifte und auf der Rückkehr mit einem Segelschiff ertrank.

Friedrich Maximilian von Klinger, 1753 geboren, wurde Leutnant in einem Freikorps während des Bayerischen Erbfolgekrieges. Er schrieb unendliche Theaterstücke und lyrische Gedichte. Eines seiner Dramen heißt Sturm und Drang: danach ist die ganze Periode, die sich von Götz von Berlichingen bis zu den Räubern erstreckt, benannt. Seinem

großen Landsmann, den er in Weimar besuchte, wurde er durch seine Unbändigkeit lästig. Dafür gefiel er sehr den Hofdamen. Von Weimar ging er 1780 nach Petersburg, wo er als Offizier und zugleich als Vorleser bei dem Großfürsten Paul angestellt wurde. Das Jahr darauf machte er im Gefolge des Großfürsten eine Reise durch Polen, Österreich, Italien, Frankreich, die Schweiz, die Niederlande und Deutschland. Im Jahre 1784 als Offizier in dem adeligen Kadettenkorps zu Petersburg angestellt, stieg er unter Katharina bis zum Obersten. Im ersten Jahre der Regierung Pauls wurde er Generalmajor und 1799 Direktor des Kadettenkorps. Auf dieser schlüpfrigen Laufbahn unter mißlichsten Verhältnissen, zu einer Zeit, wo fester Männlichkeit und kühnem Mut von allen Seiten Gefahr drohte, erhielt er sich das unwandelbare Vertrauen des sonst so überaus mißtrauischen Paul, der bei niemandem Widerspruch duldete, allein Klinger seine unerschrockene Gradheit verzieh. Der einst so lockere, leichtherzige Dichter, der mit Heinze, dem „Liebling der geilen Grazien“ (laut Goethe), durch Freundschaft verbunden war, wurde in der rauhen Schule des Lebens immer rauher und härter. In der Schlacht bei Borodino verlor er seinen einzigen Sohn. Die Mutter weinte sich blind, und der Vater lebte seitdem in ernster, tiefer Einsamkeit. Überhaupt hatte Klinger im Grunde eine trübe Lebensansicht. Er gefiel sich bei seinen Stücken in der Ausmalung des Schauderhaften und Gräßlichen. Melancholisch ist auch „Der Weltmann und der Dichter“, eines seiner besten Stücke, das für die Zwiespältigkeit seines Wesens bezeichnend ist. Er starb ein Jahr vor Goethe.

Die Mutter des Zaren Paul war eine Württembergerin. Sie zog verschiedene Landsleute nach sich, darunter den Herzog Viktor. Dieser leistete als General den Russen große Dienste. Es hätte dahin kommen können, daß nach 1807, als Napoleon und Alexander I. die wärmsten Freunde ge-

worden, dieser Herzog von Württemberg auch gegen Deutsche hätte ziehen müssen. Es kam nicht dazu. Viktor hat im Gegenteil bei den Befreiungskriegen uns geholfen, jedoch immer im russischen Dienste. Ebenso haben sich zahlreiche Deutsche nach 1807 nach Petersburg geflüchtet, um dort in den Dienst des Zaren zu treten, vor allem der charaktervolle Freiherr vom Stein und seine rechte Hand, Ernst Moritz Arndt. Man kann dies jedoch unmöglich als Reisläuferei ansehen, da diese echten Vaterlandsfreunde in einem Zusammengehen der Deutschen und Russen das Heil erblickten und jedenfalls in erster Linie an ihr eigenes Volk dachten. Stein war nicht sowohl der Empfänger, als der Geber, wie er denn durch die Wucht seiner Persönlichkeit den Zaren und dessen Entschlüsse entscheidend beeinflußte. Auch war er gewillt und fähig, wie sich das bei der beabsichtigten Besetzung Ostpreußens durch die Russen zeigte, moskowitischen Übergriffen nachdrücklich entgegenzutreten. Hier haben wir einmal einen Fall von Deutschen in der Fremde, wie sie wirklich sein sollten.

Hans Karl Friedrich Anton von Diebitsch und Narden wurde auf einem schlesischen Rittergute geboren und ward Kadett in Berlin. Sein Vater Hans Ehrenfried, einst Adjutant Friedrichs des Großen, ward Generalmajor unter Paul. Auch der Sohn begab sich 1801 zu den Russen und trat bei den Semenow'schen Gardegrenadieren ein. Als solcher kämpfte er bei Austerlitz und Friedland mit. Unter Wittgenstein, der die Ostseeprovinzen gegen Napoleon verteidigte, wurde er 1812 Generalquartiermeister. Diebitsch war es, der in geheimer Unterredung York zu der weltgeschichtlichen Schwenkung bei Tauroggen veranlaßte. Zusammen mit ihm rückte er in Berlin ein. Wiederum bekam er einen diplomatischen Auftrag und keinen unwichtigen: er wirkte mit, daß zu Reichenbach sich Rußland, Österreich, Preußen und England verbündeten. Alles dies war zweifellos zum Vorteil

seiner deutschen Heimat, wie auch die Festigkeit, die er 1814 vor Paris zeigte und durch die er den schon beschlossenen Rückzug der Verbündeten in Vormarsch verwandelte; seine spätere Tätigkeit war dagegen ausschließlich zugunsten der Russen. Auch heiratete er eine Russin, die Nichte des Fürsten Barclay de Tolly, jenes zähen Gegners von Napoleon, dessen Geschlecht schottischer Herkunft, aber längst verrußt war. Diebitsch begleitete Alexander II. nach Taganrog, am Asowschen Meere, wo dieser starb, und half seinem Nachfolger Nicolai gegen die Dekabristen, die ihm die Krone streitig machen wollten. Diebitsch bekam 1828 den Oberbefehl gegen die Türken und überschritt im späten Winter den Balkan, daher der ehrende Beiname, den ihm der Zar gab, Sabalkanski. Er führte noch das Heer zwei Jahre später gegen die aufständigen Polen, starb jedoch in der Nähe von Pultusk an der Cholera.

Bei allen nachfolgenden Unternehmungen, durch die das russische Reich seinen schon gewaltigen Umfang um ein Drittel vergrößerte, bis in das 20. Jahrhundert hinein, in den kaukasischen Kämpfen, im Krimkrieg, bei der Eroberung Turkestans und der Amurländer, fochten Deutsche unter den russischen Fahnen. So Totleben, der Held von Sebastopol und Plewna. Kaufmann vollendete die Besetzung von Turkistan und baute die große Bahn vom Kaspisee bis Taschkent. In Sibirien zeichneten sich der Forscher Radde und verschiedene Statthalter, wie Untersberger, aus. Im Kriege gegen Japan betreffen wir den Admiral Reitzenstein und den Verteidiger von Port Artur, Stössel, die freilich beide sich nicht gerade mit Ruhm bedeckten, die aber beide schon längst der heimischen Art entfremdet waren.

Die hannöversche Legion.

Staatsrechtlich galt es durchaus für ordnungsgemäß, daß die Oranier, die zugleich Hannover und England beherrschten, für die Zwecke Weltbritanniens hannöversche

Truppen anwarben. Dagegen kann es befremden, daß die Gibraltarmedaille, die Kaiser Wilhelm II. zur Erinnerung an Heldentaten in Gibraltar den hannöverschen Regimentern 73 und 74 verliehen hat, noch während des ganzen Weltkrieges, der doch auch oder sogar hauptsächlich gegen die Engländer geführt wurde, bis 1918 auf den Röcken deutscher Soldaten zu sehen war. Ganz allgemein wurden die Taten in Spanien und sonstwo, namentlich solche, die gegen Napoleon verrichtet wurden, als deutsche Ruhmestaten gerühmt. Man kann es noch begreifen, daß Handlungen, die gegen Napoleon gerichtet waren, Beifall fanden und wahrscheinlich noch finden; die Legion wurde aber auch für ganz andere Zwecke gebraucht, die mit deutschen Belangen nichts zu tun hatten oder ihnen sogar zuwiderliefen, wie bei dem Krimkriege gegen Rußland, das von Bismarck moralisch unterstützt wurde.

Gibraltar wurde 1704 von deutschen Truppen besetzt und dann den Engländern übergeben. Es wurde 1779 von Spaniern und Franzosen, die sich besonders viel von ihren Kanonenbooten versprachen, heftig belagert und geriet in die äußerste Gefahr. Hier waren es die Hannoveraner, denen es die Engländer zu verdanken hatten — wie General Elliot (im „Münchhausen" verherrlicht) selbst anerkannt hat —, daß Gibraltar in britischen Händen blieb. Die Belagerung dauerte vier Jahre. Und trotzdem hielt die Besatzung aus, obwohl sie gegen eine achtfache Übermacht zu kämpfen hatte. Außerdem wurden sie von den gefürchteten schwimmenden Batterien, die man für unzerstörbar hielt, auf das schärfste bedrängt. Da erfand ein Soldat aus Hoya, Schwebendiek, eine Abwehr gegen die gefährlichen Feuerschlünde. Die schwimmenden Batterien werden folgendermaßen beschrieben: zehn große spanische Westindienfahrer wurden mit Beschlag belegt und eine ungeheure Menge von Material aller Arten nach Algeciras geschafft, wo die schwimmenden Batterien ausgerüstet wer-

den sollten. Die Kanonen dazu wurden sämtlich zu Barcelona neu aus Metall gegossen. Zum Bau der Batterien wurden allein 200 000 Kubikfuß Holz verwandt. Die zu den schwimmenden Batterien gerichteten Schiffe waren nur auf einer Seite mit Geschütz belastet und auf der anderen Seite mit Ballast beschwert, um den Geschützen das Gleichgewicht zu halten. Die nach der Festung zugekehrte Wand wurde sehr verdickt, mit nassem Segeltuch und Häuten überzogen, Wasserkanäle darin umhergeleitet, viele Pumpen angebracht und alles mögliche getan, um sie gegen Feuersbrunst zu schützen. Gegen Bombenwürfe verteidigte eine sehr starke Bedachung von Bohlen, über welche stumpfwinklige, mit Eisenblech überzogene Dächer angebracht waren, von denen die Bomben hinab ins Meer fallen sollten. Die Schießlöcher wurden so eng als möglich gemacht und mit Eisenblech überzogen, um der Gefahr, Feuer zu fangen, weniger ausgesetzt zu sein. Die Abwehr nun, die Schwebendiek erfand, bestand in einem Ofen, in dem gleichzeitig eine größere Anzahl von Kugeln erhitzt werden konnte. Durch die glühenden Kugeln wurden die Batterien alsbald getroffen. Sie flogen in die Luft; zwei andere Batterien, aus denen das Pulver vorher ins Wasser geworfen war, brannten bis auf den Wasserspiegel ab. Die zehn Batterien wurden in Brand gesteckt und in den Hafen getrieben. Das war im September 1782. Allein auf den Batterien sollen 2000 Mann umgekommen sein. Die Spanier gaben zwar nicht nach und versuchten sogar einen Minengang in den Felsen zu treiben, um die englischen Geschütze, deren niederstes 40 Meter über dem Meere lag, in die Luft zu sprengen. Jedoch ohne Erfolg. So rettete der Hannoveraner Schwebendiek Gibraltar für die Engländer.

Verfolgen wir die weiteren Schicksale der hannöverschen Legion, die zwar gegen Napoleon kämpfte, aber doch für nichtdeutsche Zwecke und Ziele ins Feld geführt wurde! Bonaparte ließ 1803 Hannover besetzen. Die Elbkonvention

war die letzte Handlung eines Trauerspiels, durch die das tüchtige, mit Lorbeeren bekränzte hannoversche Kontingent aufgelöst wurde. König Georg III. erkannte jedoch die Konvention nicht an und beschloß, in England eine deutsche Legion zu bilden, in der vornehmlich seine deutschen Landeskinder Aufnahme finden sollten. Die Aufstellung ging zuerst sehr langsam; denn die Franzosen bedrohten die Werber mit dem Tode. Ende 1803 waren 2800 Mann unter den Fahnen. 1812 wurde der Höchstbestand mit 15000 Mann erreicht. Im ganzen wurden an die 30000 Mann bis zum Ende des napoleonischen Krieges angeworben. Die Verluste der Legion waren erheblich. Allein bei Kopenhagen verlor sie über 1200, vor Bayonne 500, vor Talavera 1200 Mann und bei Waterloo 1470. Man vergleiche hiermit, daß die Engländer bei Waterloo 24000 britische Soldaten zur Verfügung hatten und in den Jahren 1792—1815 insgesamt nur 5000 Tote britischen Blutes zählten. Mit fünftausend eigenen Opfern haben sie die Weltherrschaft erstritten!

Die erste Unternehmung der Legion fand 1807 statt. Sie besetzte Rügen und Stralsund und belagerte Kopenhagen. Hierauf ging die Legion nach Sizilien und den Küsten des Königreichs Neapel; auch wurde das Bataillon Honsteds gegen die tunesischen Seeräuber verwandt. Als Wellington nach Spanien ging und später in Portugal größere Truppen um sich sammelte, beteiligten sich vier hannöversche Bataillone, nachdem sie vorher noch zu einer verfehlten Fahrt nach Schweden bestimmt worden waren. Eine leichte Brigade unter Oberst von Alten half Wellington, Portugal zu besetzen und in der Gegend von Valladolid einen englischen Angriff gegen Spanien einzuleiten. Napoleon selbst zog ihm 1808 entgegen. Bei strenger Kälte und hohem Schnee marschierte das englisch-hannöversche Heer nach der Küste und schiffte sich nach England ein. Nur die Legion blieb in Portugal zurück unter dem Befehl des Generals Langwerth

v. Simmern und des Obersten Löwe. Marschall Soult bedrohte sie von Oporto aus, Marschall Viktor drang gegen Badajoz vor. Allein Wellington, der durch Verstärkungen schließlich bis auf 21000 Mann gekommen war, drängte zunächst Soult zurück, schob sich dann nach Abrantes vor und siegte, inzwischen durch 35000 Spanier unterstützt, am 28. Juli 1809 bei Talavera über König Joseph, die Marschälle Jourdan und Viktor und den Verteidiger der Dardanellen, Sebastiani. Die Hannoveraner Langwerth, von dem Bussche, und v. Berger zeichneten sich besonders aus. Nach dem Sieg, der sehr kostspielig gewesen, zog sich Wellington wieder an die portugiesische Küste zurück und verschanzte sich dort. An einer Unmenge von Gefechten und Unternehmungen nahmen die Hannoveraner teil. Weltberühmt ward ihr Reiterangriff bei Garcia Hernandes. Die Hauptschläge geschahen seit 1812. Wellington machte sich bereit, nach Paris vorzudringen. Er schlug Marmont bei Salamanka, wobei die Hannoveraner die stärksten Befestigungslinien warfen und viele Offiziere verloren. Er erstürmte Burgos, schlug am 21. Juni 1813 König Joseph bei Vittoria aufs Haupt, brachte Pampeluna zu Fall und gewann das Jahr darauf Bayonne, eine starke Festung, wobei die Linienbrigade von General v. Hinüber und die leichte Brigade unter von dem Bussche St. Etienne angriff. Der Weitermarsch nach der Loire und nach Paris stieß dann auf keine Hindernisse mehr. An allen diesen Taten hatten die Hannoveraner einen hervorragenden Anteil gehabt.

Auch nachdem Hannover von England getrennt und endlich dem Deutschen Bunde wiedergegeben war, 1837, behauptete sich noch die hannöversche Legion. Sie wurde noch einmal bei einer weltgeschichtlichen Unternehmung im Rahmen der britischen Weltpolitik eingesetzt, im Krimkriege. Die Reste der Legion wurden hierauf in Südafrika angesiedelt, bei King Williamstown, an den Grenzen des Kafferngebietes. Die Siedler sanken von der Höhe ihrer heimischen Kultur

ief herab: das Kafferntum färbte auf sie ab. So weit allerdings ist die Erniedrigung bei ihnen nicht gegangen, wie in Natal, wo ich mit eigenen Ohren hörte, wie deutsche Kolonisten — von dem Missionsgebiete des Hannoveraners Harms — sich in Kaffernsprache miteinander unterhielten.

Frühzeit der Einwanderung nach Amerika.

Nachdem schon eine große Menge unserer Landsleute am Hudson und am Delaware eine neue Heimat gefunden, bekam die deutsche Auswanderung eine bestimmte Richtung. Was sich in den alten Zuständen nicht wohl fühlte, wanderte nach Amerika. Dazu kamen die unaufhörlichen Kriege Ludwigs XIV., seine Verwüstung der Pfalz, um eine Auswanderung zu beschleunigen. Der spanische Erbfolgekrieg vermehrte noch die Leiden und in seinem Gefolge zogen Hunger und Seuchen. Daher flohen in jenen Jahren manche Familienväter über das Meer. Es kam der gräßliche Winter von 1709, wo die Vögel in der Luft und das Wild in den Wäldern erfroren und die Menschen verhungerten. Da verzweifelten viele am Leben, und als die Einladung der englischen Königin Anna, eine freie Überfahrt nach Amerika und gutes Land umsonst zu gewinnen, den Rhein entlang verkündet wurde, brach man in Masse auf: ein Zug von mehr als 30 000 Deutschen, welcher ein Denkmal des deutschen Elends ist. Von ihrem Vaterland verlassen, erduldeten die meisten dieser Auswanderer furchtbare Not und gingen dennoch unter. Hätte nur einer der ländersüchtigen Fürsten die Einsicht oder den Mut dazu aufgebracht, er hätte mit diesen Menschenkräften weite Strecken Landes für Deutschland erobern können.

Zahlreiche Scharen von Pfälzern zogen den Rhein hinunter und durch Holland nach London. Schiff auf Schiff kam an, und zuletzt waren 32 468 Deutsche in Lagerhütten auf der Schwarzenhaide versammelt. Die Engländer er-

schraken. Sie hatten nur einige wenige Deutsche nach Amerika ziehen wollen. Von diesen Scharen aber fürchteten sie für ihre eigene Herrschaft in jenem Lande; außerdem waren nicht genug Schiffe zur Überfahrt nach Amerika da. Die Folge war eine entsetzliche Not und größtes Elend unter den deutschen Auswanderern. Ohne Brot, ohne Freunde im fremden Land, das ihre Sprache nicht verstand, ohne Hoffnung für die Zukunft, zogen die Männer bettelnd in den Straßen von London umher und ihre Weiber und Kinder lagen draußen, zum Teil unter freiem Himmel, hungernd und nackt. Manche Londoner fühlten Erbarmen und brachten Speisen und Decken; namentlich die Quäker halfen, wie sie das nach 1919 auch getan haben. Die Quäker wußten nämlich von ihren Glaubensgenossen Penn, wie hoch die Deutschen in Pennsylvanien zu schätzen seien. Auf der anderen Seite gab es genug gefühllose Menschen, die eigens hinauskamen auf die Haide, um sich am Jammer der Deutschen, die vordem in England geehrt und gefürchtet waren, zu weiden, um sie mit rohem Gelächter zu verhöhnen. Britische Geistliche witterten eine Unternehmung der Papisten gegen die englische Hochkirche und hetzten gegen die Ankömmlinge. Ein Haufe von 2000 Engländern aus den untersten Schichten brach in das Lager der Pfälzer mit Äxten, Sensen und Schmiedehämmern ein und schlug nieder, was sich nicht flüchtete. Den verdammten Papisten, schrieen die Angreifer, wollten sie den Nacken brechen. Nun waren damals zu London fünf Indianerhäuptlinge aus dem Stamme der Mohawk. Sie wollten Hilfe gegen französische Kanadier verlangen. Diese Indianer begaben sich nun auch auf die Schwarzenhaide, schauten die Not der Heimatlosen, und hörten durch Dolmetscher, daß die armen Leute nichts weiter verlangten, als Grund und Boden in Amerika. Sie luden sie ein, zu ihnen an den Shohari zu kommen, und sie machten der Königin Anna eine Schenkung von reichen Jagdgründen, ausdrücklich für diese Deutschen.

Wie aber hinkommen? Inzwischen nahte der Winter und nirgendwo regte sich eine mächtige Hand, um den Unglücklichen beizustehen. Beinahe 4000 der Auswanderer wurden zuletzt mit ihren Geistlichen nach Holland und den Hansestädten zurückgebracht. An 1600 wurden dazu bestimmt, die unwirtlich rauhen Scilly-Inseln anzubauen; deren Bewohner wollten aber ihren kärglichen Boden und ihr bißchen Armut nicht mit Fremden teilen und trieben sie zurück. Ungefähr 2000 Pfälzer sollten sich in Sunderland niederlassen und in die Bergwerke gehen, aber auch sie wurden übel aufgenommen und wurden nach einiger Zeit, nebst ihren Leidensgefährten aus den Scillyinseln, wieder nach Deutschland heimgeschickt, ärmer und ratloser als zuvor. Um weitere Abhilfe zu schaffen, wurde ein Haufen von 4000 Deutschen nach Irland gebracht und dort auf den wüsten Ländereien der Grafschaft Limmerick angesiedelt. Man nannte sie noch 1820 Pfälzer. Sie zeichneten sich vor den damals verkommenen Irländern vorteilhaft durch guten Landbau, Ehrlichkeit, sowie durch ihre deutsche Sprache aus. Von den übrigen mehr als 20 000 Deutschen ist etwa die Hälfte im Sommer 1710 von der englischen Regierung nach Amerika gebracht und wohlweislich durch alle ihre dortigen Provinzen zerstreut worden. Die anderen sind in England oder auf dem Meere umgekommen. Mehr als 5000 nahm der Statthalter Hunter mit, als er nach Neuyork abging. Sie gingen den Hudson hinauf bis jenseits der Hochlande und gründeten dort, etwa hundert Meilen von Neuyork, auf jeder Seite des Stromes drei Dörfer. Etwa 150 Familien zogen im Frühjahr 1714 nach dem Gebiet der Mohawks am Shoharie. Dort hatten sie anfangs nur Nüsse und wilde Kartoffeln zu essen, besaßen auch sonst weder Lebensmittel noch Geräte. Doch allmählich erarbeiteten sie sich Häuser und Höfe mit hübschen Wiesen und Äckern. Da aber erklärte der Statthalter Hunter, der ein gemeiner Leuteschinder und Blutsauger war, er habe das Waldland, ehe sie

es in Bebauung genommen, bereits an sieben Handelsherren verkauft gehabt, sie hätten daher kein Recht an ihrem Lande und müßten es entweder sofort räumen oder pachten und kaufen. Vergebens stellten die bestürzten Leute die Ungerechtigkeit solcher Forderungen vor und die Tücke, mit der man sie behandelt habe; niemals hätten sie von dem Verkaufe ihrer Ländereien gehört, die ihnen von den Indianern nicht nur ausdrücklich überlassen, sondern sogar zum Geschenk gemacht worden seien. In ihrer Bedrängnis schickten sie sogar drei aus ihrer Mitte, Weiser, Schaff und Walrath, nach London.

Diese fielen aber schon in der Delaware-Bai Seeräubern in die Hände und wurden mißhandelt und ausgeplündert. Ihr Schiff mußte nach Boston zurück. Doch endlich gelangten sie elend und zerlumpt in England an; da aber war die Königin Anna gestorben und ihnen kein Freund übergeblieben, als die deutschen Hofprediger in St. James. Hunter aber und die sieben Handelsherren wußten sich unter den jüngeren Leuten am Shoharie eine Partei und ebenfalls Abgeordnete nach London zu verschaffen, welche bei dem König und seinen Ministern jene drei Alten ausstachen. Diese kamen ins Schuldgefängnis, einer starb, die beiden anderen wurden, als endlich Geld von ihren Freunden aus Amerika ankam, ausgelöst. Nun aber ruhten sie nicht — denn, heißt es, „sie hatten beide harte Köpf'" — bis Hunters Nachfolger wenigstens dies anbefohlen wurde, dasjenige Land, das von der indianischen Schenkung herrührte, den Deutschen zu belassen. Ihre besten Grundstücke aber sollten sie abgeben oder einen hohen Preis hierfür bezahlen. Der wahre Grund, weshalb die englische Regierung die Bedrückung der Deutschen geschehen ließ, war die Furcht, sie möchten mit ihren Freunden, den Indianern, zu mächtig und der Abhängigkeit überdrüssig werden.

Am Shoharie kam es nun zu blutigen Schlägereien und Verfolgungen der Deutschen von seiten des Statthalters. Fortan kam der Staat Neuyork durch diese Vorgänge bei

den deutschen Einwanderern in Verruf, und sie gingen fast alle nach Pennsylvanien.

So wurden jene 5000 unserer Landsleute, welche 1710 nach Neuyork gebracht wurden, die Anfänge einer Reihe von deutschen Niederlassungen, welche, jenseits der Hochlande des Hudson beginnend, die Straße der Weißen durch die Jagdgründe der Indianer nach den Seen führten. Denn die nachkommenden Deutschen ließen sich in der Regel da nieder, wo schon ein paar von ihren Landsleuten saßen. Freilich wurden gerade diese deutschen Ansiedlungen ihrer weit vorgeschobenen und hingezogenen Lage halber in den Indianer- und Franzosenkriegen auf das härteste mitgenommen. Im Jahre 1758 wurden z. B. die German Flats zweimal von einer Übermacht der Indianer und Franzosen überfallen und verwüstet. Was sich nicht rettete, wurde erschlagen oder mit den Herden in die Wälder geführt.

Inzwischen wurde Pennsylvanien, sowie Virginien und die beiden Carolinas mit einem Netz deutscher Ansiedlungen überzogen. Die Einwanderer gediehen bald und „wurden fröhlich", zeichneten sich jedoch bis auf den heutigen Tag durch „starken Eigensinn" aus, sowie nicht minder durch Freiheitsliebe in bürgerlicher und religiöser Beziehung. Die acht Grundherrn, welchen die Landschaft Nordcarolina gehörte, sorgten, daß gegen 1800 von den Deutschen dahingebracht wurden. Diese gründeten am Zusammenfluß der Neuse und Trente Neubern mit verschiedenen Ansiedlungen in der Nachbarschaft. Andere Deutsche kamen auf eigene Faust teils aus Pennsylvanien, teils aus Europa herüber. So machten sich 1708 Christoph von Graffenried und Ludwig Michel aus Bern auf den Weg nach Amerika. Beide waren kühne und schlaue Männer und machten sich bald einen Namen. Auf ihre Stutzen sich verlassend, kreuzten sie in den unbekannten Wäldern hin und her bis weit über die letzten Ansiedlungen hinaus. Die Indianer fürchteten beide und gestatteten es,

daß sie sich ein befestigtes Haus in ihrer Mitte bauten. Graffenried hatte 15000 Acker für die Deutschschweizer gekauft und wurde nun der Anführer der Deutschen in Nordamerika. Auf einer seiner Entdeckungsfahrten in das Innere des Landes kam er in schlimme Gefahr. Er fuhr mit dem Oberlandmesser Lawson in einem Boote die Neuse herauf, da wurden sie eines Abends von etwa sechzig Indianern überfallen und die Nacht hindurch in den Wäldern herumgeschleppt und schließlich den Häuptlingen der versammelten Indianer überliefert. Zwei Tage hielten diese feierliche Beratung über ihr Schicksal und bestimmten ihnen endlich den Kriegertod auf dem Scheiterhaufen. Man band sie an den Pfahl und legte brennendes Holz im Kreise um sie her. Vor ihnen saßen die Häuptlinge in zwei Reihen und hinter diesen tanzten die anderen Wilden. Da rief Graffenried: ob sie den König eines Volkes ermorden wollten, welches mit den Engländern nichts zu schaffen habe? Und als ihm die Häuptlinge näher zuhörten, da erzählte er ihnen so wunderbare Geschichten von seiner Macht, so daß sie ihn vom Pfahl und aus dem Feuerkreise nahmen und ihn voll gläubiger Verehrung zuletzt ungekränkt weiter ziehen ließen. Lawson aber wurde verbrannt. Nachdem er fünf Wochen in den Händen der Indianer gefangen gewesen, kam Graffenried zu den Seinigen zurück. Aber was sah er? Wohin er kam, nur verbrannte Hütten und Gebeine. Unsere Landsleute waren dahin verlegt, wo sie den ersten Anfall der feindlichen Indianer empfangen und brechen mußten. Die Wilden hatten sich ohne Aufsehen zusammengerottet und beschlossen, vorsichtig die Weißen zu überfallen und nicht zu ruhen, als bis der letzte vertilgt sei. Graffenried aber war in eben jener Versammlung der Häuptlinge zurückgehalten worden und unterdessen ging das Mordwerk vor sich. Am 22. September 1711 begannen die Überfälle.

Die zerstreuten Häuser der Deutschen wurden des Nachts

umzingelt und niedergebrannt. Die Indianer wurden zwar später mit Hilfe von englischen Soldaten zurückgedrängt und die Ortschaften der Deutschen mit Befestigungen umzogen; allein sie waren bereits zu geschwächt und durch das gelbe Fieber, das im Spätherbst desselben Jahres unter ihnen wütete, wurden sie fast völlig aufgerieben. Im ganzen ist sonach der Ausgang jener Massenwanderung der Deutschen nach Amerika in den Jahren 1709 und 1710 höchst unglücklich gewesen. Die Mühsale der Wanderschaft, die Hartherzigkeit der Engländer, die weitgedehnte Zerstreuung durch alle Provinzen, die Mordsucht der Indianer — alles das vereinte sich, um nur zu viele von denen zu verderben, die von ihrem Vaterland verlassen und aufgegeben worden waren.

Trotz alledem war die Einwanderung im Wachsen. Einige Berichte der damaligen Zeit mögen darüber belehren: James Logan, Sekretär der Provinz Pennsylvanien, schreibt 1717: „Es sind in letzter Zeit viele Pfälzer zu uns hereingekommen, ohne irgendeine Empfehlung oder Benachrichtigung, und wollen Land haben. Wir erwarten zudem täglich Schiffe von London, die noch andere Pfälzer herüberbringen in einer Anzahl von sechs- bis siebentausend. Unsere Freunde wachsen mächtig an und ein zahlreiches Volk ist nunmehr in der Wildnis, welche schnell ein fruchtbarer Acker wird." Es verging kein Jahr, ohne daß eine Anzahl von Schiffen mit Deutschen nach Philadelphia kam.

Die Anfänge der Deutschen in Amerika waren kläglich und verzweifelt. Sie waren eine Ausgeburt des Elends. Trotzdem waren diese Kinder der Not die Begründer von Siedlungen, die in der Folge mächtig aufblühten und die Millionen von Menschen Unterkunft und Nahrung gaben. Es erwuchsen deutsche Kolonien am Hudson, am Shoharie, am Mohawk. Die Zahl unserer Landsleute allein in Pennsylvanien war 1742 schon auf hunderttausend gestiegen. Schon gab es Jahre, in denen mehr als 10 000 Deutsche in der Neuen

Welt landeten, so 1749, während das Jahr 1759 sogar 22000 Süddeutsche wie Treibholz an die Gestade Amerikas warf. Es waren jetzt meist keine regelrechten, von erfahrenen Männern geleitete Siedlungen mehr, sondern das wahllose Überquellen eines Stromes, der sich bald hierhin, bald dorthin ergoß, um hier einen großen Teich zu bilden, dort zu versickern. „Haufen verwegener und armer Fremdlinge, von denen viele als Soldaten gedient hatten, gingen auf die besten noch unbesetzten Landstriche und bemächtigten sich derselben als freier Beute"; machte man ihnen das Besitzrecht streitig, so reckten die alten Kriegsknechte ihre Fäuste: sie würden ihr Land schon verteidigen! Tatsächlich dachte die englische Regierung schon daran, die Deutschen zu eigenen Regimentern mit deutschen Offizieren zusammenzuziehen.

Freilich waren nicht längst alle so hochgemut, wie die ehemaligen Krieger; gar manche kamen aus Hunger und Not in der Alten Welt, und endeten in Schmutz und Not in der Neuen Welt. Auch tat sich eine ganze Klasse von Schwindlern auf, den Anlockern und Seelenverkäufern, die eine richtige Menschenjagd betrieben, um Auswanderer unter den schmählichsten Bedingungen anzuheuern. Dieser Auswurf von Spielern und Schatzgräbern, Werbern und Sklavenhändlern wie abenteuernden Schiffsmeistern, von denen im 18. Jahrhundert alle Häfen wimmelten, Gesellen ohne Treu und Glauben, aber dreist und durchtrieben, nannte sich selbst die „Neuländer". Sie widmeten sich allen möglichen Geschäften. Sie brachten Waren nach Amerika; sie erhoben dort Gelder und Erbschaften; sie versorgten die Farmen mit Arbeitern. In Deutschland zogen sie auf Kirmessen und Jahrmärkten und Vogelschießen umher und hielten ihre Zuhörer in den Wirtshäusern frei. Dabei trugen sie großen Kleiderprunk zur Schau, zogen oft ihre dicken Golduhren heraus und ihr Mund floß über von den Wunderdingen der Neuen Welt. Glaubte man ihnen, so lagen dort Bergwerke

von Silber und Gold und Diamanten; jeder Knecht würde dort ein Herr, jede Magd eine gnädige Frau, der Bauer ein Edelmann, der Bürger ein Graf. Gesetze und Obrigkeit mache man sich nach Gutdünken. Die Leute, die durch derlei Reden gewonnen waren, verkauften nun ihre Habe, dabei stets von dem Neuländer beraten, der ihr Geld in Verwahrung nahm, und der für sie die angeblich nötigen Waren einkaufte. Nun kommt die Kehrseite! Schon wird den Auswanderern die Rheinfahrt angerechnet. In Holland müssen sie auf die Abfahrt warten, manchmal monatelang, doch der Neuländer bezahlt alles, und die Reeder geben Vorschuß. Die Siedler unterschreiben einen Vertrag, daß sie die Reisekosten mit Geld und Arbeit bezahlen wollen. Die Schrift ist englisch, was sie nicht verstehen, allein ihr Landsmann, der Seelenverkäufer, sagt ihnen, alles sei in Ordnung, und er werde schon zusehen, daß sie nicht betrogen würden. Nun fängt das Elend an auf der See. In üblen Räumen, schmutzigen Ställen eingeschlossen, inmitten von Schmutz und Ungeziefer, verlacht vom rohen Schiffsvolk, werden sie durch Krankheiten zermürbt und sterben wie die Fliegen. Der Seelenverkäufer gibt abermals Vorschüsse, um das teure Essen, um Arzneien und Erfrischungen zu bezahlen. Jetzt kommen sie drüben an der Küste an. Die Ärzte stellen sich ein und bestimmen, in wieviel Wochen das Schiff noch nicht verlassen werden dürfe, denn gewöhnlich ist es verseucht. Endlich dürfen die, welche die Seuche verschont hat, ans Land. Sie atmen auf. Sie werden in langer Reihe zu dem Rathaus geführt und müssen dem englischen Könige huldigen. Dann aber müssen sie wieder auf ihr Schiff der Qualen zurück. Die Zeitungen verkünden, so und so viel Deutsche seien zu verkaufen. Jeder kann die Sklaven erstehen, wer für ihre Fracht und die aufgelaufenen Schulden aufkommt. Ein offener Markt wird auf dem Schiffe in Szene gesetzt. Wer einen Knecht, eine Magd braucht, geht hin und sucht

sich das passende aus. Die Auswanderer werden wie Sklaven betastet und beurteilt. Ein Vertrag wird aufgenommen, der auf eine Anzahl von Jahren die armen Auswanderer dem oder jenem Käufer als Eigentum zuschlägt. Wer hilft den Verlassenen? Der Neuländer, der Seelenverkäufer, hat sich schon längst aus dem Staube gemacht. Der Schiffsmeister, der Richter, die Käufer, alle sind sie einverstanden, die geringgeachteten Deutschen zu betrügen. Wer sich widersetzt, wird mißhandelt. Endlich erklären sich die Gepeinigten zu allem bereit; ihre letzten Sachen und Waren verschleudern sie für ein Butterbrot, nur um ans Land zu kommen. Es gab sogar Großunternehmer für diesen Menschenhandel, „Seelentreiber". Sie kauften die Einwanderer in Haufen von Fünfzig und mehr von den Schiffsmeistern und zerstreuten die Haufen im Land, um sie zu verhandeln. Oft hören die Verwandten nie mehr voneinander. Am schlimmsten geht es den Alten und Gebrechlichen. Man nimmt sie nur mit in den Kauf, wenn ihre Kinder für sie um so länger dienen wollen; dann müssen sie aber oft den Zorn und die Erbitterung ihrer Kinder ertragen, denen die besten Jahre im Sklavendienste verfließen. Manche auch gehen betteln, und treiben sich elend auf den Straßen umher, die Strafen der Hölle auf die Seelenverkäufer herabfluchend. Die alten Ansiedler aber, zumal die englischen, verschließen vor ihnen die Tore, weil sie sich vor Ansteckung und Seuchen fürchten. In einem Fahrzeuge, das gegen 1750 drüben ankam, hatten sich einmal 412 Deutsche eingeschifft: davon erreichten nur 180 lebend die Gegenküste, und von diesen starben noch viele gleich nach der Landung. Das ist nur ein Beispiel.

Es gab jedoch drüben noch andere Anfechtungen mannigfacher Art. Wie am Schohari, so wurden nur zu oft den Ansiedlern, nachdem sie sich wacker geplagt, den Urwald zu roden, das Besitzrecht an ihrem Boden bestritten. Ebenso ungern sahen es die Engländer, wenn in ihren amerikanischen

Kolonien Fremde zu politischem Ansehen gelangten. So brachte Jacob Heißler aus Frankfurt am Main es zwar bis zum Gouverneur in Neuyork, wurde aber von Feinden verfolgt, angeklagt und hingerichtet. Das war Ende des 17. Jahrhunderts. In späterer Zeit kamen die Knownothings, die Nichtswisser, auf, die das Recht der britischen Siedler betonten und von anderen überhaupt nichts wissen wollten. Die Knownothings veranstalteten förmliche Menschenjagden in den Städten auf deutsche Bürger und töteten viele.

Im amerikanischen Freiheitskriege.

Unter den deutschen Virginiern im Tale des Schenandoa war Peter Mühlenberg lutherischer Pfarrer. Er hatte in Deutschland studiert. Als die Yankees beschlossen, sich von England frei zu machen, da predigte Mühlenberg in der Kirche die Unabhängigkeit. Auf der Kanzel stehend, riß er sich den Talar des Geistlichen ab, und stand in vollem Waffenschmucke da. Er selbst brachte ein Regiment zusammen in einem einzigen Tage und rückte als dessen Oberst ins Feld. Er focht stets an der Seite Washingtons, so bei dem Sturm auf Yorktown. Er galt für besonders tapfer und verwegen. Auch wurde er General. Washington sagte: wenn er sich auf keinen verlassen könne, dann könne er es doch auf Mühlenberg. Später wurde dieser Virginier Senator, zog sich aber dann nach Pennsylvanien zurück. Andere deutsche Generäle, die für die Yankees kämpften, waren Joseph Hiester, Elbert und Harmar. Ein besonders abenteuerlicher Kriegsknecht war Christoph Ludwig; der Sohn eines Bäckers in Gießen, ließ er sich schon in seinem 17. Jahre in die kaiserliche Armee gegen die Türken anwerben, und war vier Jahre im Orient. Er nahm 1740 an der Belagerung Prags teil, dann verließ er die Österreicher und ging zu Friedrich dem Großen. Hierauf begab er sich nach London und auf dreieinhalb Jahre nach Ostindien. Endlich wollte er sich wieder einmal seine Heimat ansehen. Er fand,

daß seine Eltern gestorben; es verblieb ihm ein Erbteil von 500 Gulden. Er reiste abermals nach London und brachte sein Geld durch bis zum letzten Heller. Jetzt wurde er sieben Jahre lang englischer Matrose. Dann versuchte er wieder etwas anderes, nämlich den Kleiderhandel, und zwar in Philadelphia. Schließlich kehrte er aber doch zu seiner Bäckerei zurück und erwarb sich so viel, daß er beim Beginn des Freiheitskrieges neun Häuser in Philadelphia, ein Landgut bei German Town und 3500 Pfund in pennsylvanischer Münze besaß. Sein ganzes Vermögen opferte er aber für die Freiheit seiner neuen Heimat. Während des Krieges wurde er Oberbäcker und Leiter der gesamten Feldbäckerei. Als der Krieg zu Ende war, hatte er kein Bett mehr, sich zu wärmen: so uneigennützig hatte er seines Amtes gewaltet. Durch Fleiß brachte er sich jedoch abermals empor und hinterließ, als er im 80. Jahre starb, ein ansehnliches Vermögen. Ein anderer Deutscher, der in den Krieg eingriff, jedoch auf französischer Seite, war der Graf Versen, der Vertraute des Marschalls Rochambeau. Es scheint, daß die Versen ganz besonders den Wandertrieb im Blute hatten, wenn anders die heutigen Freiherrn von Versen dem Geschlechte des Grafen verwandt sind. Ein Versen wurde von dem Diktator Paraguays, Lopez, in ein übles Gefängnis geworfen, weil er seiner Geliebten, der Engländerin Lynch, nicht ehrenvoll genug begegnet war. Der Gleiche war deutscher Militärattaché bei dem Kriege gegen die Karlisten und wurde von den letzteren beinahe getötet. Ein Sohn von ihm machte die Chinaexpedition während des Boxerkrieges und den berühmten Zug der zehn Reiteroffiziere gegen Sianfu, wohin sich die Kaiserin Tsy-hsi geflüchtet hatte, mit. Von Deutschland herüber kamen ferner der Heidelberger David Ziegler, der früher bei den Russen gedient hatte, der Freiherr von Glaßbeck, der Freiherr von Kalb, der bei Österreichern und Franzosen das Kriegshandwerk erlernt hatte, und Steuben, ein Schüler Friedrichs des

Großen. Beide, Kalb und Steuben, waren Männer von echtem Schrot und Korn, würdevoll im Umgange, unbestechlich, klug überlegend bei dem Kriegsrat, und mäßig im Zelte, aber stürmisch tapfer auf dem Schlachtfelde. Beide waren schon Generäle, als sie sich zu Washington gesellten. Sie erst haben die zügellosen und recht untauglichen Yankeetruppen zu einem richtigen Heere umgewandelt, haben die amerikanischen Offiziere in der Kriegskunst unterrichtet, und haben trotz der kleinlichen Eifersucht, die sie fortwährend verfolgte, die Yankees zum Siege geführt. Washington hat nie mit seinem Lobe für die beiden gekargt. Er hat Steuben sogar gegen Lafayette in Schutz genommen. Nach Friedensschluß schenkte Pennsylvanien, und ebenso New Jersey große Ländereien an Steuben. Der Staat Neuyork schloß sich einige Jahre später an und übermachte ihm 16 000 Äcker des fruchtbarsten Landes. Auf diesen Äckern verlebte der alte Held den Rest seiner Tage. — Er starb 1794. „Er hatte ausgebreitete Kenntnisse, einen hellen Verstand und ein gesundes Urteil. Die Natur hatte sein Herz offen für all ihre Kinder geschaffen, und nie verschloß er es ihnen. Nie fand ich ihn einer unwürdigen Handlung schuldig, und nie sah ich ihn eine gute unterlassen."

Unter Napoleon.

Hatten schon Ludwig XIV. und seine Nachfolger unzählige Deutsche in ihren Dienst gezwungen, so hat vollends der korsische Eroberer hunderttausende unserer Volksgenossen für seinen unersättlichen Ehrgeiz geopfert. Zwangsweise ließ er in allen deutschen Landen, von der Schweiz bis nach Sachsen, Truppen für seine Kriegszüge ausheben. In größerer Menge zog er derart solche Truppen nach Spanien, wo sie gegen ihre Landsleute von der hannöverschen Legion kämpfen mußten, und später nach Rußland; und zuletzt noch halfen ihm Deutsche, besonders Sachsen, wiederum gegen

ihre eigenen Brüder, bei den Befreiungskriegen. Gegen Moskau und das Baltikum allein hat Napoleon 170 000 Deutsche verwendet. Von dem Zuge gegen Moskau, den gar manche deutsche Teilnehmer, darunter der General von Schmidt, ausführlich beschrieben haben, ist noch nicht ein Drittel wohlbehalten wieder heimgekehrt. Außer diesen Massen, die man als erzwungene Reisläufer bezeichnen kann, dienten noch freiwillig gar manche unserer Volksgenossen, durch Abenteuerlust und die ihnen gebotenen Ehren verlockt, unter den Fahnen erst der französischen Republik, dann des Imperators. Die bedeutendsten sind Westermann, Kleber und Kellermann. Pilgerten doch auch begeisterte Zivilisten aus Deutschland nach Paris, um ihren Verstand und notfalls auch ihren Arm dem Triumphe der republikanischen Ideen zu leihen. So namentlich Forster. War die Begeisterung zu verwundern, da selbst ein Schiller von dem trügerischen Lichte der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, das von Paris ausging und das eine verderbliche Feuersbrunst entzündete, geblendet wurde? Freilich hat Schiller seinen Irrtum später eingesehen und hat in der Glocke ihn freimütig bekannt:

Weh denen, die den ewig Blinden
Des Lichtes Himmelsfackeln leihn!
Sie strahlet nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Das war ein Bild von den Erfahrungen der französischen Revolution.

Jean Baptiste Kleber war bereits als französischer Bürger zu Straßburg geboren (1753); jedoch, wie aus Goethes Wahrheit und Dichtung hervorgeht, ist Straßburg damals durchaus oder doch wenigstens ganz überwiegend seiner Gesinnung und seinem Gehaben nach deutsch gewesen. Schon mit 16 Jahren kam Kleber nach Paris, um die Baukunst zu erlernen. Zwei Edelleute aus Bayern, denen er im Streite mit Franzosen half, bestimmten ihn dazu, in die Mili-

türschule zu München einzutreten. Hier sah ihn, der hoch und stark gewachsen war, ein österreichischer General, Kaunitz, und er gefiel ihm dermaßen, daß dieser ihm sofort eine Leutnantsstelle in seinem Infanterieregimente verlieh. Kleber zog mit dem Regiment gegen die Preußen, garnisonierte dann in Luxemburg, nahm aber, da er als Bürgerlicher keine Aussicht auf Beförderung hatte, seinen Abschied und kehrte in seine Heimat zurück. Er wurde Bauinspektor in Belfort. Seine Lust und sein entschiedenes Talent zu einer militärischen Laufbahn bewog ihn jedoch dazu, nach geraumer Zeit noch einmal, 1792, und zwar als Gemeiner sich den Freiwilligen vom Oberrhein zuzugesellen. Bald wurde er bemerkt und Adjutant eines Bataillons, das nach Mainz ging. Bei der Belagerung dieser Stadt entwickelte er große Tätigkeit und Kühnheit. In der Schlacht bei Chollet errang er sich den Grad eines Divisionsgenerals. Damals avancierte man sehr schnell. In zwei Jahren vom Gemeinen bis zum Divisionär! Ähnliche Beispiele bietet jedoch die Revolution von damals wie der bolschewistische Umsturz in Rußland von heute ganz häufig. Weil Kleber mit Freimut die Blutbefehle tadelte und den Bürgerkrieg durch eine milde Behandlung der Royalisten beizulegen trachtete, machte er sich dem Wohlfahrtsausschusse verdächtig. Er wurde aus der Vendée entfernt und dafür unter Jourdan in die Maas- und Sambre-Armee eingereiht. Wiederum Divisionär, siegte er bei Fleurus und leitete den Rückzug vor dem Österreicher Clerfait. Im Jahre 1796 nahm er Frankfurt am Main, Streitigkeiten mit dem Direktorium setzten ihn wieder schachmatt. Denn frei, kühn und heftig in Wort und Tat, dagegen ohne den Fanatismus, den eingefleischte Politiker schätzen, hatte er sich viele Feinde zugezogen. In großer Abgeschiedenheit lebte er zu Chaillot bei Paris. Das war ganz günstig für ihn. Denn als das Direktorium am 18. Brumaire gestürzt wurde, war er nicht unter der Zahl der zahlreichen Freunde des Direktoriums, die nach dem

ungesunden Cayenne verbannt wurden. Bonaparte suchte ihn jetzt auf und bewog ihn, nach Ägypten mitzukommen. Gleich bei der Einnahme von Alexandrien wurde General Kleber am Kopfe gefährlich verwundet. Hergestellt, begleitete er Bonaparte nach Syrien, eroberte Jaffa und Gaza und gewann die Schlacht am Berge Tabor. Als der Korse beschloß, Ägypten zu verlassen, war er in Verlegenheit, wen er an seiner Stelle zurücklasse. Da er „den gewaltigen Charakter" Klebers fürchtete, trug er Bedenken, ihm den Oberbefehl zu übertragen. Schließlich tat er es aber doch, weil es unmöglich war, einen Besseren zu finden. Man kann nicht ohne schmerzliches Bedauern verfolgen, wie nunmehr Kleber seiner unerquicklichen, undankbaren und unerfüllbaren Aufgabe gerecht zu werden suchte und die Tragik seines Endes beklagen. Von Frankreich gänzlich im Stiche gelassen und ohne Aussicht, nach Europa zurückzukehren, durch die englische Flotte unter Admiral Keith von der See abgedrängt und an der Küste blockiert, faßte Kleber den kühnen Entschluß, Ägypten aufs neue zu unterwerfen. Es war fast wie bei Cortez, der die Schiffe verbrannte, um die Verwegenheit und den Todesmut der Spanier zu steigern. Mit ganz geringen Truppen zertrümmerte Kleber die türkische Armee bei Heliopolis (1800), zügelte das empörte Kairo und war binnen kurzem Herr des Nillandes. Gerade als er daran war, seine Stellung zu sichern und mit den Türken einen Sonderfrieden zu schließen, wurde er, noch nicht ein Vierteljahr nach Heliopolis, von einem türkischen Fanatiker zu Kairo ermordet. Bonaparte war der Tod des Generals erwünscht; denn dieser wäre möglicherweise sein bedeutendster Feind geworden.

Franz Christoph Kellermann wurde 1735 zu Wolfsbuchweiler bei Rothenburg ob der Tauber geboren. Die Familie stammte aus Sachsen. Wie und warum Kellermann nach Frankreich verschlagen worden, kann ich aus meinen Quellen nicht ersehen. Vom Kadetten an stieg er in der

französischen Armee bis zum Feldmarschall. Nur zu oft hatte er gegen sein Vaterland zu fechten, so schon im Siebenjährigen Kriege und dann während der Revolution. Er gewann die Kanonade von Valmy, von der der anwesende Goethe sagte: von hier und von nun an beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte! Hinfort ist Kellermann als der Herzog von Valmy bekannt. Die Sansculotten kannten jedoch keine Dankbarkeit. Sie warfen ihn zehn Monate lang ins Gefängnis. Erst nach dem Sturze Robespierres kam er frei. Sofort erhielt er den Oberbefehl über die zerlumpten Scharen der Sansculotten in den Alpen und Italien. Sein Nachfolger wurde Scherer, dessen Name gleichfalls auf deutsche Abkunft weist, und Bonaparte. Unter Napoleon wurde er Senator von Colmar und hatte 1806 die Reservearmee am Rhein zu führen, worauf er die Herrschaft Johannisberg mit den berühmten Wingerten bekam. Später schenkte sie Napoleon an Metternich, dessen Familie das herrliche Weingut noch jetzt besitzt. Später unterwarf sich Kellermann den Bourbons und wurde Pair von Frankreich. Sein Sohn, zu Metz geboren, brachte es schon in der Frühzeit Bonapartes zum General und kämpfte bei Austerlitz, sodann unter Junot 1807 in Portugal, endlich während der Freiheitskriege bei Bautzen. Unter den Bourbons wurde er Generalinspekteur der Kavallerie. Wiederum ward auch dessen Sohn, der Enkel des ersten Herzogs von Valmy, den Franzosen nützlich, jedoch als Diplomat und als Parlamentarier, als Abgeordneter für das Departement Toulouse.

Von den zahlreichen Zivilisten, deren Geschick sich mit dem der französischen Revolution verwickelte, nennen wir lediglich Forster, den Sohn des Naturforschers und Weltreisenden, der für Katharina II. ihr linguistisches Steckenpferd ritt und außerdem die von ihr gewünschte Ansiedlung von Deutschen bei Saratow überwachte, und der dann in England lebte und von dort Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise begleitete. Johann Georg Forster ward 1754 bei Danzig

geboren und ging, halb erwachsen, mit seinem Vater nach Saratow, lebte dann in Petersburg, in London, in Warrington und schloß sich ebenfalls Cook an. Hierauf war er eine Zeitlang Lehrer der Naturgeschichte in Kassel, sodann in Wilna, in Litauen. Als Katharina 1787 eine Weltreise veranstalten wollte, ernannte sie ihn zum Historiographen dieser Unternehmung. Wegen eines Türkenkriegs unterblieb jedoch der Plan. Forster wandte sich nach Deutschland zurück und wurde Bibliothekar beim Kurfürsten von Mainz. Als 1792 die Franzosen die Stadt nahmen, wurden sie von der schwarmgeistigen, leicht erregbaren Bevölkerung jubelnd begrüßt. Die Mainzer schickten Forster nach Paris, um die Vereinigung der Stadt mit Frankreich beim Konvente nachzusuchen. Nun aber rückten die Preußen an und eroberten Mainz zurück. Forster verlor alle seine Habe, auch seine Bücher und Handschriften. Er trennte sich von seiner innig geliebten Gattin, einer Tochter des Philologen Heyne in Göttingen, die mit Willen ihres Mannes einen Freund Forsters, namens Huber, heiratete, und beschloß nach Indien zu gehen. Zunächst jedoch reiste er abermals nach Paris, um morgenländische Sprachen zu studieren, und starb dort 1794 als Opfer der Aufregungen und Anstrengungen der letzten Jahre. Er war ein liebenswürdiger und hochbegabter Mann, der einen vortrefflichen flüssigen Stil schreibt, — „in seiner Prosa verbindet sich französische Leichtigkeit mit englischem Gewicht“ — der aber unstet und fahrig und allzu leichtgläubig und begeisterungsfähig war.

In der Fremdenlegion.

Es ist ein ganz löblicher und jedenfalls sehr tugendhafter Standpunkt, wenn man selbst in Kannibalenländer nur tadellose Leute schicken will. Allein es ist ein sehr unpraktischer Standpunkt und grenzt in der Wirklichkeit des Lebens an kurzsichtige und engherzige Bürokratie. Wir haben

uns nie dazu entschließen können, vorbestrafte Leute nach Afrika zu schicken oder gar aus Wilddieben, Schmugglern und anderen Sündern eine Fremdenlegion zusammenzustellen. Erst im Kriege sind Wilddiebe und zwar mit dem allerbesten Erfolge in das Heer eingereiht worden. Ein einziger von ihnen hat als Scharfschütze 135 Feinde in wenigen Wochen zur Strecke gebracht. Was war nun die Folge unserer korrekten und tugendhaften Zurückhaltung? Daß alle die Elemente, die uns zu verwegen und anrüchig waren, anderswo ihre Abenteuerlust austobten und so beinahe zwangsläufig in fremde Dienste gerieten. Am häufigsten wurde die französische Fremdenlegion aufgesucht. Auch gibt es über sie die meisten Schilderungen. Ich erwähne nur Erwin Rosen, den zweifellos hervorragendsten Erzähler, der geradezu eine klassische Schilderung seiner afrikanischen Erlebnisse gibt und der auch gerade ein Zeuge dafür ist, daß keineswegs der Hang zum Verbrechen, sondern nur die Lust zum Abenteuer viele unserer Söhne hinaustreibt; ferner Artbauer, den bereits verfilmten Kirsch und die „Flucht aus der Fremdenlegion“ von Kühnau. Es gibt aber noch eine stattliche Reihe anderer Schriften. Sie hatten übrigens nicht selten, gleich den Vorträgen, die Selbsterlebtes auf diesem Gebiete brachten, die unerwartete Folge, daß sie, statt abzuschrecken, im Gegenteil einen Anreiz dazu gaben, Legionär zu werden; ja es heißt sogar, daß derartige Vorträge und Veröffentlichungen mitunter von den Franzosen insgeheim unterstützt wurden. Ich habe selbst einen Heidelberger gekannt (sein Name ist mir entfallen), der — es war vor dem Kriege — nach einer Reihe stark besuchter Vorträge von unserer politischen Polizei plötzlich verhaftet wurde.

Den Anlaß dazu, eine Fremdenlegion zu errichten, gab die Eroberung der Stadt Algier 1830. Ermutigt durch ihren Erfolg gegen den Dey von Algier beschlossen die Franzosen, ein Kolonialreich in Afrika zusammenzuerobern. Zu dem Be-

hufe gründeten sie die Legion. Die Offiziere und Korporale waren Franzosen, die Mannschaften waren aus allen möglichen anderen Volkheiten zusammengesetzt. Zunächst war die Legion 5000 Mann stark.

Besonders lebhaft war der Zustrom von Polen, die wieder einmal eine ihrer häufigen unglücklichen Revolutionen hinter sich hatten. Damals stellten sich auch viele Franzosen; ihre Zahl ist aber im Laufe der Jahrzehnte immer mehr gesunken. Die neue Truppe nahm an allen bedeutenden Waffentaten des Okkupationsheeres teil, wurde unweigerlich an die gefährlichsten Posten gestellt, und fiel allgemein durch ihre tollkühne Tapferkeit auf. Entsprechend waren denn auch die Verluste auf den Schlachtfeldern. Da in der Zeit unmittelbar nach der ersten Okkupation nicht allzuviel zu tun war, so übermachten die Franzosen ihre Legion durch Vertrag 1835 an Spanien. Die Legionäre wurden dabei gar nicht gefragt, sondern einfach gezwungen, zu den Spaniern überzugehen. Am 16. August des Jahres landete die Legion in Taragona und operierte in Aragonien. Dann kamen sie unter den Oberbefehl des Generals Cordova nach Navarra. Der Anführer der Legion, ein General Bernette, erhielt in der Folge den Befehl über das ganze Operationskorps dortsebst. Durch Werbungen in Pau, in Südfrankreich, erhielt die Legion neuerlichen Zuwachs und wurde der Schrecken ihrer Feinde. Von der spanischen Regierung dagegen wurde sie schmählich behandelt. Der Geist des liederlichen Gesindels, das nur durch strengste Zucht in Zaum gehalten werden konnte, verschlechterte sich bald. Es kam zu Ausschweifungen und Überläufereien. Da mußte wieder ein Deutscher Ordnung schaffen. Im November 1836 erhielt den Oberbefehl ein geborener Elsässer, Konrad, der fast alle Feldzüge unter Napoleon in Spanien und Deutschland mitgemacht hatte. Obwohl der drückendste Mangel an den unentbehrlichsten Dingen herrschte, obwohl die Pflichtvergessenheit der spanischen Regierung den meuterischen

Geist der Legion zur Empörung reizte, obwohl endlich durch Gefechte, Krankheiten und Ausreißerei die Legion täglich zusammenschmolz, tat Konrad Wunder mit den Trümmern seiner Truppe. Er wurde der Division des Generals Sarsfield — es gab in der damaligen Zeit viele britische Reisläufer auf der iberischen Halbinsel — beigegeben. Wenn ich nicht irre, hat den Krieg gegen die Karlisten ein v. Goeben mitgemacht. Die Goeben neigen anscheinend zur Weltbummelei; einen traf ich, zusammen mit einem Herrn Droste von Vischering und zwei ostpreußischen ehemaligen Dragonern, vor einer Bar in Johannisburg im Transvaal. Das Gefecht von Huesca rieb vollends die Legion auf, daß sie zuletzt nur mehr 600 Mann zählte. Bei Barbarstro wurde der Rest der Legion von den Spaniern verlassen, durch die Karlisten eingeschlossen und niedergehauen, bis auf 150 Mann, die sich nach Pampeluna retteten. Konrad fiel. Jahrelang sind noch die letzten der Legionäre, die in Spitälern dahinsiechten, von jeder Hilfe entblößt, zumal ihnen der rückständige Sold von Madrid nicht ausgezahlt wurde, in Spanien geblieben, im größten Elend schmachtend, bis sie endlich die Erlaubnis zur Abreise bekamen. So ist die alte Fremdenlegion in der iberischen Halbinsel zugrunde gegangen. Inzwischen war jedoch in Algier eine neue gebildet worden, die bald auf 2000 Mann stieg und an den Zügen nach Konstantine und Biskra teilnahm.

Wenn es nicht besonders erstaunlich war, daß in den Zeiten der Kleinstaaterei und drückender Bürokratie, in einer Zeit, da auch, zumal nach dem Hambacher Feste und nach dem badischen Aufruhre von 1849, eine Massenauswanderung nach Amerika einsetzte, viele Deutsche sich in die Fremdenlegion einreihen ließen, kann es aber wohl erstaunen und empören, daß sogar nach 1870 dieser Zustrom nicht aufhörte. Abenteuerlustige und Gescheiterte aus allen Ständen wandten sich der Legion zu, als da waren frühere Offiziere und Studenten,

Ärzte, Handwerker und Bauernsöhne. Sogar ein Prinz soll dabei gewesen sein. Es fehlte nicht an Leuten, die beträchtlichen Zuschuß von daheim erhielten und außerhalb des Dienstes wie ein Grandseigneur lebten. Einmal hat sich ein norddeutscher Bürgermeister (ich glaube von Travemünde) in einem Zustande von Geistesverwirrung zur Legion begeben, ist aber durch die Bemühungen des Auswärtigen Amtes wieder freigelassen worden. Der Zauber des Orients war über uns. Gar manche sind lediglich deshalb nach Afrika, um die Welt zu sehen. So erzählt Kühnau: „Ein Unterschied bestand zwischen mir und anderen Legionären. Diese hatte zum Teil der Dalles der Wanderschaft, die Abenteuerlust und die Unzulänglichsten die Furcht vor der Dienstzeit in die Arme der Legion getrieben, abgesehen von den Fahnenflüchtigen und den wenigen Verbrechern, die Unterschlupf suchten und der heimischen Polizei zu entgehen suchten. Mich leitete lediglich der Wunsch, Afrika kennen zu lernen. Als Fabrikarbeiter hatte ich nicht genug Geld zusammentragen können. Vier Jahre Militärdienst waren auch nicht geeignet, Schätze für große Reisen zu sammeln. So fand ich denn nach vielem Überlegen nur den Weg in die Fremdenlegion als gangbar für mich. Ich wollte keineswegs länger als sechs Monate Legionärssuppe löffeln. Illusionen machte ich mir keine über das Leben in der französischen Söldnertruppe. Ich wußte schon vorher, daß das Märchen von den 200 Franken Werbegeld eben nichts weiter als ein Märchen war und daß mit täglich vier Pfennig Löhnung sich kein Kommerzienratsleben führen läßt, wurde mir ohne alles weitere Überlegen klar. Aber ich wollte Afrika sehen und das war ausschlaggebend.

Ende September 1903 wanderte ich nach Nancy, wurde dort für würdig befunden, Frankreich zu dienen und kam bald mit mehreren Schicksalsgenossen über Marseille nach Oran."

Das Licht des Ostens ist aber nur zu oft ein Irrlicht geworden. Das Klima von Algerien, wie überhaupt des inneren

Nordafrika, ist zwar noch einigermaßen gesund; sonst aber ist der Orient eine Brutstätte von Fiebern und anderen Krankheiten, die denn auch insgemein der Legion gefährlicher wurden als die meisten Feinde. Deutsche fochten in den fieberdurchseuchten Gegenden von Kambodscha, Tonkin, Madagaskar und Senegambien, wie auf der Krim. Die Legion jedoch verzagte nie. Ihre sprichwörtliche Unerschrockenheit ist nicht zum geringsten auf den starken deutschen Bestandteil zurückzuführen. Daß dieser Bestandteil unverhältnismäßig beträchtlich war, geht aus einer Geschichte hervor, die ein französischer Leutnant über den Feldzug auf Formosa (1885) veröffentlicht hat. Er sagt darin: Wenn man in die Legion kam, hörte man immer nur zwei Wörter: Ja und Also. Man kann ohne Übertreibung erklären, daß die Franzosen die Eroberung Marokkos den deutschen Fremdenlegionären verdanken. Übrigens sind auch richtige deutsche Dörfer in Afrika entstanden, nämlich in Westalgerien; es waren das Elsässer, die für Frankreich optierten, und die in der algerischen Kolonie angesiedelt wurden. Nachdem sie geraume Zeit ihre Eigenart behauptet hatten, sind sie zuletzt doch nebst Deutsch-Schweizern, die sich dazugesellten, verfranzt worden. Jetzt ist abermals das deutsche Element der Legion ins Kraut geschossen. Der Weltkrieg ist für uns unglücklich ausgegangen. Freiwillig haben sich viele unserer Landsleute vor den heimischen Zuständen in die Legion geflüchtet. Einmal aber habe ich sogar noch während des Krieges, Ende 1916, in den westlichen Schützengräben einen Landsmann getroffen, der früher in der Legion gedient hatte, und der, obwohl jetzt deutscher Soldat, bereits die Absicht aussprach, nach Kriegsende wieder in die Legion zurückzukehren! Dazu kommt aber in der Gegenwart geheime oder auch ganz öffentliche Pressung. In jedem Falle sind die Legionäre für die Heimat verloren. Wer kann ermessen, wieviele Tausende seit Ende 1918 ihren Weg nach Algerien und anderen französischen Kolonien gefunden haben.

Schon sind in vielen deutschen Städten französische Werbebüros in dieser oder jener Form eingerichtet worden. Alles das kommt aber gar nicht in Betracht gegen die Tatsache, daß von den drei Millionen Elsässern und Lothringern, die jetzt unter die französische Herrschaft geraten sind, zwangsweise die Landeskinder zu der regulären Armee Frankreichs ausgehoben werden.

Dem Drang zur Fremdenlegion steht die Flucht aus ihr entgegen. Unaufhörlich machen die Legionäre, einerlei ob Deutsche oder andere, einerlei, ob sie ursprünglich freiwillig oder gepreßt zu ihr gegangen sind, den Versuch, ihren Klauen zu entrinnen. Einige entspringen schon auf dem Schiff, wenn es in einen afrikanischen Hafen kommt, stürzen sich ins Meer und versuchen, zu einem fremdstaatlichen Schiffe hinüberzuschwimmen. Meist aber erfolgt die Flucht von Sidi bel Abbes, dem Hauptlager der Legionäre, im Innern des Oranais, zu Lande. Der Weg geht fast stets nach Marokko. Ein großer Teil wird eingeholt, zurückgeholt und schwer bestraft. Ein anderer, geringer Teil wird von den Kabylen getötet; nur der kleinste Teil kommt durch, entweder nach dem spanischen Melilla oder gar nach Fez. Die Spanier, die stets, besonders in Afrika, den Franzosen abhold waren, haben die Flüchtlinge unverändert freundlich aufgenommen. In der jüngsten Zeit geschieht das gleiche seitens der Kabylen. Da eine starke panislamische Welle die mohammedanischen Länder durchflutet, da insbesondere die Aufstände in Marokko noch fortdauern, so werden deutsche Flüchtlinge von den Kabylen gut behandelt und häufig sofort in die Scharen der Aufständigen eingereiht.

Die Flucht aus der Fremdenlegion ist mit großen Gefahren und Entbehrungen verknüpft. Ein anschauliches Bild gibt davon der schon genannte Kühnau. Er hat nicht weniger als vier Fluchtversuche unternommen, die alle mißlangen. Erst der fünfte war erfolgreich. Er erzählt, wie er zunächst

die Kaserne zu Sidi bel Abbes nach langen Vorbereitungen und mit vielem Proviant unbemerkt verließ und in rabenschwarzer Nacht sich mit seinen Gefährten durch die Araberdörfer schlich, und wie er über Nemours, die letzte algerische Stadt im Westen am Meere, nach aufregenden Zwischenfällen mit Gendarmen auf marokkanisches Gebiet kam. Es ging der Muluja zu. Die vor Durst halb Verschmachteten waren schon in der Nähe des Flusses, da „standen zwei Marokkaner wie aus der Erde gewachsen vor uns. Sie hatten in einer Bodenfalte geschlafen und wir waren gerade auf sie zugelaufen. Sie begannen sofort lebhaft auf uns einzusprechen. Von der Harka[1]) des Sultans, von Buhamara[2]) und Franzosen war die Rede, ohne daß wir bei unseren mangelhaften Kenntnissen des Arabischen einen Zusammenhang herausfinden konnten. Zum Schluß kam die Aufforderung, ihnen zu folgen. Das war aber ganz und gar nicht unsere Absicht. Wir ließen die beiden Rifkoten ruhig stehen und gingen nach dem Flusse zu. Da faßte mich der eine dieser Banditen an der Brust und griff nach seinem Messer. Ich war aber geschwinder. Ehe er das Messer fassen konnte, stieß ich ihm mein Knie in den Leib und gab ihm einen gewaltigen Kopfstoß ins Gesicht und als er, mich loslassend, zurücktaumelte, schlug ich ihn mit einem Hieb meines Stockes zu Boden. Sein Begleiter, der zuerst Miene gemacht hatte, sich auf meinen Gefährten zu stürzen, lief eilends und schreiend davon, als er seinen Kameraden zu Boden stürzen sah. Mein Begleiter, Vinzenz, warf ihm noch einen Stein ins Kreuz und dann liefen wir wie Windhunde nach dem Wasser. Auf das Geschrei des entfliehenden Marokkaners hin tauchten mehrere Reiter aus dem Boden auf und jagten hinter uns her. Wir hatten das Ufer des Flusses erreicht und sprangen mit Kopfsprung in das vierzig bis fünfzig Meter breite

[1]) Armee.
[2]) Einem Prätendenten.

Wasser, um uns durch Schwimmen zu retten. Anstatt durch tiefes Wasser, fuhr ich mit dem Kopf in weichen Sand. Das Wasser war trotz des steilen Ufers kaum anderthalb Meter tief. Ich tauchte auf, um Luft zu schnaufen. Kaum hatte ich mir den Sand aus den Augen gewischt und mehrere Reiter bemerkt, als ich einen Schlag über den Schädel erhielt. Ich fiel wieder zurück, wurde empor und nach dem Ufer gerissen, derweilen hagelten Schläge auf mich nieder. Mit emporgehobenem Arm suchte ich die Schläge vom Kopf zu wehren und hatte in kurzer Zeit mein Messer aus der Tasche gezogen, um mich wenigstens noch gründlich zu wehren, bevor ich totgeschlagen würde. Da nahte sich uns Rettung in Gestalt eines Reiters im flatternden roten Mantel, der unseren Peinigern etliche Worte zurief. Sofort hörten sie auf, uns zu schlagen, wir wurden auf das Ufer geschleppt, und sofort ausgeplündert. Die Bande teilte sich in unsere Habseligkeiten. Nur das Hemd ließ man uns."

Wir schreiben 1921.

Der Oberpfälzer Joseph S. sucht in einer rheinischen Stadt nach Arbeit. Ein Werber bot sich ihm an und bat seinen neuen Freund, Name und Wohnung in ein Notizbuch einzutragen. Das geschah. Unter dem weißen Blatt des Notizbüchleins lag aber Pauspapier und darunter der Vertrag für die Legion. „Zufällig" wurde er nun von zwei Franzosen und dem Werber an der französischen Kaserne vorbeigeleitet. Zwei Franzosen erschienen, wiesen ihn auf den unterschriebenen Vertrag und forderten ihn auf, auf die Kaserne zu kommen. Dort fand er bereits zwanzig Deutsche vor, die von anderen „guten Freunden" hierhergelockt waren. Unser Oberpfälzer wird in einem Fort von Metz untergebracht. Er hört sagen: Jeden Tag zweihundert bis dreihundert Boches. Das Geschäft geht! Er will den Vertrag nicht anerkennen, da wird mit Schlägen, Kasemattenhaft und Hunger nachgeholfen. Der Legionär kommt nach Afrika. Da bot

sich eine Gelegenheit, zu desertieren. Im September 1921 ging das Bataillon, dem der Oberpfälzer eingereiht worden, nach dem Busen von Alexandrette, um in Zilizien gegen die Türken angesetzt zu werden. Das Bataillon wurde auf dem früher österreichischen Schiff Salzburg verladen. Schon auf der Fahrt nach Kleinasien sprangen mehrere Legionäre vom Schiff, wenn dieses in der Nähe der Küste fuhr. Nach der Landung in Alexandrette nahmen die Desertionen dermaßen überhand, daß Spahis ein engmaschiges Netz von Posten um die Legion zogen. Trotzdem liefen in sechs Tagen über 200 Mann davon. Die meisten gingen jedoch auf der Flucht durch die Berge zugrunde. Sie wurden entweder von französischen Suchmannschaften erschossen oder von räubernden Arabern abgeschlachtet oder aber starben unterwegs an Entbehrungen und Typhus. S. erreichte mit zwölf anderen Deutschen Marasch im Innern Ostanatoliens. Dort halfen ihnen türkische Bewohner. Weiter aber ging die rastlose Flucht durch den unwegsamen, hochalpinen Taurus, oft ohne Wasser, fast immer ohne Nahrung und schließlich ohne Schuhe, da diese ihnen von Banditen geraubt wurden. Wenn man im Zweifel war und ihnen nicht gleich glaubte, daß sie Deutsche waren, so bewiesen sie das dadurch, daß sie aus einem deutschen Gewehr den Verschluß herausnahmen, ihn zerlegten und wieder zusammen- und einsetzten: das rettete ihnen zu wiederholten Malen das Leben. In Kaiserijeh suchten sich die Franzosen der Deserteure zu bemächtigen. Die einheimischen Behörden zeigten sich nachgiebig und schickten eine Begleitmannschaft, um die Legionäre auszuliefern. Die Mannschaft verschwand indessen unterwegs, und die Flucht konnte fortgesetzt werden. Die Flüchtlinge gelangten nach Siwas in Ostanatolien und erlabten sich dort in Teehäusern und Kinos. Mittlerweile war es Winter geworden. Mit der Kälte, mit Hunger und Krankheit kämpfend, erreichten die Deserteure endlich Samsun am Schwarzen Meer. Statt sich aber

von hier den nächsten Weg auszusuchen und über Odessa oder Konstantinopel zu reisen, wo die Entente herrscht und strenge Kontrolle übt, zogen sie es vor, mit einem italienischen Schiff nach Trapezunt zu fahren und von da nach Batum, in die Gegend, wo einst Schildtberger seine Flucht bewerkstelligt hat. Durch Rußland kamen sie endlich nach der deutschen Heimat zurück.

Auf der Walz.

Die zahlreichsten Abenteurer haben bei uns die Handwerksburschen gestellt. Tausende von ihnen haben ganz Europa durchstreift; hunderte kennen aus eigener Anschauung Nordafrika, und zwar nicht nur Ägypten, sondern auch die Barbaresken, ja gelegentlich sogar den Sudan. Hron erzählt von einigen unternehmenden Walzbrüdern, die bis Chartum tippelten, und von anderen, die sich am Roten Meere eines Kahnes bemächtigten, um mit ihm nach Ostafrika zu fahren. Diese kühnen Wikinger gelangten freilich nur bis Suakin und sind dann durch die Wüste nach dem Nil gepilgert. Scharen von deutschen Vagabunden suchten einst Anatolien heim, vereinzelte gelangten bis Persien. Ich habe einmal einen Schuhmacher getroffen, der sogar ganz Asien durchwalzt hatte, bis nach Schanghai, da nahm er ein Schiff und fuhr nach Japan. Ich traf ihn in Kobe, wo er schon acht Jahre gelebt hatte. Sogar Afghanistan, das sich sonst auf das sorgfältigste gegen jeden Fremden wehrte, war ihm nicht verschlossen. Die Leute wären ja froh gewesen, als er kam. Sie hätten keinen Dunst von einem richtigen Schuh gehabt und er war überall willkommen als Ausbesserer oder auch Neuschöpfer von Fußbekleidung. Ähnliches hat mir ein Schneider erzählt, der ebenfalls sich in Afghanistan hochbeliebt machte und der ebenfalls seiner Überzeugung Ausdruck gab, daß die Asiaten keine Ahnung von seinem Handwerk, nämlich von der Schneiderei, hätten. So ein Schneider

kommt sogar in die Harems hinein. Freilich, allzuviel Beobachtungen und nützliche Erfahrungen darf man von solchen Walzbrüdern nicht erwarten. Am wichtigsten ist ihnen zumeist, was sie zu essen und zu trinken bekommen und ob die Leute freundlich oder unfreundlich gewesen. Gar nicht anders sieht ja das Bild aus, das unsere Feldgrauen von Syrien, von Rumänien und der Ukraine mit nach Hause brachten.

Die ersten Spuren von Zünften und Gewerken gehen bis in das 12. Jahrhundert zurück. Sie hatten sehr strenge Gesetze. Ein Geselle, der Meister werden wollte, hatte nicht nur alle möglichen anderen Bedingungen zu erfüllen, hatte namentlich auch ein Probestück auszuarbeiten, sondern er mußte auch dartun, daß er einige Zeit auf Reisen gewesen. Diese Reisevorschrift hat bis 1848 bestanden. Allein auch später noch, da es nicht mehr nötig war, haben sich die Tippelbrüder, denen sich Tippelschicksen anschlossen, auf die Walz begeben, um, mit einem Ziegenhainer und dem nötigen Humor ausgerüstet, sich durch deutsche und fremde Lande hindurchzufechten. Die wachsende Ausdehnung der Eisenbahnen hat der Walzerei empfindlichen Abbruch getan. Seit der Wende des Jahrhunderts war sie zwar nicht ganz verschwunden, ist aber merklich in Abnahme gekommen. Heute, nach dem Weltkrieg, da namentlich die Lebensmittel so teuer und so schwer erhältlich geworden sind, da infolgedessen die Gastfreundschaft der Bauern und erst recht der Städter verloren gegangen ist, hat das Fechten seinen ganzen Reiz eingebüßt. Freilich, Bettler gibt es genug, die aus Not ihren Weg erfechten müssen; echte Handwerksburschen sind aber nur wenig darunter. Früher war es Sitte, daß arbeitssuchende Handwerker, wenn sie um Arbeit ansprachen, wenn sie „das Handwerk begrüßten“, von den Zünften und von dem angesprochenen Meister, falls er keine Arbeit für sie hatte, ein kleines Geschenk, einen Zehrgroschen erhielten. Das war auch in fremden Staaten der Fall. Namentlich in Rußland gab

es fast nur deutsche Handwerker, aber auch in Frankreich wurden sie den Einheimischen meist vorgezogen. Wenn der Franzose durch Geschmack und der Engländer durch Genauigkeit hervorragte, so gewann der deutsche Handwerker in der Fremde Ansehen durch seine Ausdauer und durch die Gediegenheit seiner Werke.

Wann war die klassische Zeit der Walze? Ich kann darüber nichts Zuverlässiges finden. Ein Geist der Unruhe durchdrang bereits das 15. Jahrhundert, aus dem wohl die allerersten unserer Handwerksburschenlieder stammen. Gewaltige Wanderlust offenbarte nicht minder die Reformationszeit und das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges und danach. Am idyllischsten war wohl das Walzen in der langen Zeit des Friedens, die vom Siebenjährigen Kriege bis zur französischen Revolution verfloß und dann wieder vom Sturze Napoleons bis 1848. Die Biedermeierzeit hat die liebenswürdigen Typen des Handwerksburschenlebens, wie sie ein Ludwig Richter gern zeichnete, geschaffen, während der Dreißigjährige Krieg einen knorrigen, rauhbeinigen, verwilderten Typus erzeugt hatte. Das 19. Jahrhundert, das sonst den malerischen Überbleibseln des Mittelalters so abgünstig war, hat gerade den Walzbrüdern durch die Erschließung des Orients neue, weite Gebiete eröffnet. Bresche legte auf dem Balkan die Ankunft von viertausend bayerischen Soldaten, die den König Otto nach Patras und Athen begleiteten, 1833. Erst nach dem Krimkriege wurde der Kaukasus erschlossen. Erst seit der englischen Besetzung Ägyptens wurde Nordafrika ein Wanderziel. Wir haben darüber eine wertvolle, aber ganz außerordentlich selten gewordene Schrift des erwähnten Karl Hron, eines Deutsch-Serben, der 1912 in Wien starb. Er machte die österreichische Okkupation Bosniens als Unteroffizier mit, hat den Balkan nach allen Richtungen durchwalzt und ließ sich dann noch zwei Jahre in Ägypten nieder. Dort hielt er offenes Haus für alle

Handwerksgesellen, jedoch nicht ohne die weise Einschränkung, daß kein Walzbruder — er kannte wohl seine Leute — länger als drei Tage bei ihm verweilen durfte. Von den bunten Erzählungen, die er von seinen Gästen hörte, hat er in dem genannten Dokument einen farbigen Strauß zusammengestellt. Hron ist später deutschnationaler Politiker geworden und hat eine Anzahl von jetzt vergriffenen Büchern veröffentlicht, die heute noch durchaus lesenswert sind. Da er jedoch mit seinen gesunden, jedoch seiner Zeit weit vorauseilenden Ansichten nicht durchdringen konnte, fand er schließlich seine Zuflucht als Herausgeber einer Gastwirtszeitung und ist in Einsamkeit und Verbitterung, mit Hinterlassung einer Tochter, gestorben. Das kostbarste Buch aber, das überhaupt über die Walzerei und ihre Poesie vorhanden ist, stammt von Hafner.

Nach dem Sturze des Wittelsbachers, König Ottos, 1861, wollten viele von den Soldaten, die mit ihm nach Hellas gezogen waren, nicht mehr in die Heimat zurückkehren. Ein Teil wurde vom Griechentume aufgesogen, ein anderer Teil begann eine unstete Wanderschaft. Es bildeten sich ganze Trupps von Walzbrüdern und Tippelschicksen, die eine richtige Methode des Reisens entwickelten. Im Sommer durchzogen sie, einmal von den Konsulaten hopp genommen, dann auch wieder unterstützt, den Balkan und Anatolien. Den Winter über durcheilten sie Ägypten, Tripolitanien, Algerien und Marokko. Wenn es Frühling wurde, setzten sie nach Spanien über, und fochten sich allmählich bis zum Sommer nach dem Balkan zurück, um ihren Kreislauf wieder zu beginnen. Ihre größten Feinde waren die Schutzleute, die Feldgendarmen und die einheimischen Behörden, von denen die fidelen Wandergesellen nur zu oft ins Kittchen gesperrt wurden. Dem stand ein Vorteil für die duften Kunden entgegen, den wenigstens in den Ländern des Islams ihnen die einheimische Gastfreundschaft bot. Es ist unverbrüchliche Sitte, daß ein Mohammedaner jeden

Fremdling, der ihn um Aufnahme anfleht, drei Tage lang umsonst beherbergen muß. Die Wohltätigkeit der Moslime erstreckt sich auch auf die Nazrani, die Christen; nur die Zigeuner sind davon ausgenommen, die nicht als Menschen erachtet werden. Natürlich ist es etwas anderes, wenn ein wohlhabender Fremdling kommt: der muß zahlen. Auch ist die Kraft mancher Sitten in der Gegenwart verblaßt: wie das Trinkverbot, das Mohammed für die Gläubigen erließ, so auch jene Sitte der Gastfreiheit. In jedem Falle haben früher die deutschen Landstörzer diese Sitte wacker ausgebeutet. Nun lernte ich eines schönen Tags den erwähnten Hafner kennen. Jüngerer Sohn eines oberschlesischen Grundbesitzers, war er wegen irgendwelcher Streiche flüchtig geworden und hatte sich nach der Türkei gewandt. Er ward Offizier in Damaskus. Leider beging er die Unvorsichtigkeit, seine Erfahrungen in deutschen Zeitungen zu veröffentlichen, und manchmal lauteten seine Berichte für die Türken nicht günstig. Diese nahmen das übel und verargten besonders die herben Urteile einem, der ihr Brot aß. Vor der Front wurde er degradiert und, nachdem man ihm die Epauletten abgerissen, aus dem Heere ausgestoßen. Nach allerlei Irrfahrten geriet er in die Fremdenlegion, flüchtete nach Marokko und wurde Feldwebel bei der Leibwache des Sultans. Durch Graf Tattenbach, unseren Gesandten, mit Zehrgeld versehen, kehrte er in die Heimat zurück und kam in den Redaktionsstab des hannöverschen Anzeigers. Er arbeitete dort mit Leuß zusammen, dem ehemaligen Reichstagsabgeordneten, der wegen eines falschen „Sexual"eids sechs Jahre ins Zuchthaus gekommen war und dann, ein ehemaliger Antisemit, Mitglied der sozialistischen Partei geworden war. In Hannover schrieb Hafner seine Erinnerungen an Handwerksburschen und Tippelschicksen auf und zwar unter dem Titel „Pulvermachers gestammelte Werke". Darin ist ein kurzes Bild von dem Leben und Treiben jener südlichen Wandervögel gegeben.

Eine Reihe von Gedichten der lockeren Zunft, darunter einige ganz begabte, sind eingestreut; den Rest des Buches bestreiten Witze und Weisheitssprüche Pulvermachers. Diesen König der Tagediebe habe ich selbst einmal gegen Mitternacht in Konstantinopel kennen gelernt. Er war von der ganzen Zunft als ihr geistiges Haupt anerkannt. Sein Ruhm erscholl von Kairo bis Madrid. Er hatte einen engeren Kreis von Jüngern um sich gesammelt, denen er seine lebensverachtende Weisheit in lustiger Weise zu übermitteln trachtete. Gleich wie Sokrates hat er nie selbst seine Lehren aufgeschrieben, sondern hat das anderen überlassen. Pulvermacher wird so ungefähr 1903 gestorben sein. Hafner, dessen Leib über und über mit den seltsamsten Tätowierungen übersät war, kam ganz kurze Zeit in München in einem Zirkus unter. Er war ein Athlet von Gestalt. Dann geriet er in Schwierigkeiten mit der Polizei, weil er eine übrigens wunderschöne Minderjährige aus ihrem wohlhabenden Elternhause in Hannover entführt hatte. Überhaupt machten ihm die Weiber zu schaffen. So hatte er bereits in Damaskus eine türkische sitzen lassen und in Fez eine marokkanische. Er wollte dann nach Marokko zurück und zwar über Venedig und Alexandrien. Warum nicht den nächsten Weg über Genua? Ja, in Venedig habe er einen Freund, der ihm eine Freikarte für das Zwischendeck nach Ägypten verschaffe, und in Alexandrien wieder einen Freund, der ihm zu freier Fahrt nach Tanger verhelfe, wohingegen er in Genua niemand wisse. Seitdem ist Hafner meinem Gesichtskreise entschwunden. Sehr möglich, daß er noch lebt.

Eine Gruppe für sich bilden die deutschen Walzbrüder in Amerika. Soviel ich jedoch bemerkt habe, schließen sich dort die Deutschen nicht etwa zusammen, sondern gehen ohne Unterschied auch mit englisch und anders redenden Weggenossen. Die Art der Walze ist von den europäischen Methoden sehr verschieden. In der Regel setzt man sich in

einen leeren Güterwagen oder auch, was das häufigste ist, auf die Puffer und fährt auf ihnen tausende von Kilometern. Gar nicht selten werden die Schwarzfahrer erwischt. Früher wurden sie einfach davongejagt, späterhin steckte man sie ins Gefängnis oder gar, was ihnen am unangenehmsten, ins Arbeitshaus. Es kommt auch vor, daß Einzelne einen schlechten Klepper und einen alten Leiterwagen kaufen (oder auch stehlen) und so von Hof zu Hof durch die Staaten irren.

Abenteurerinnen.

Die Geschichte weiß von vielen deutschen Frauen, die sich im Ausland auf die Höhen der Menschheit schwangen, und sie weiß leider von einer noch viel größeren Menge solcher, die zu den Tiefen der Menschheit sanken. Kein Volk der Welt hat dem Auslande so viele Fürstinnen gegeben, wie das deutsche, und keines so viele Wesen, die sich jenseits der Grenzen der Menschheit verirrten. Von der mittleren Linie ist dagegen wenig zu berichten. Höchstens könnte man die Heldinnen rühmen, die im 17. und 18. Jahrhundert gegen die wilden, skalpgierigen Indianer ankämpften, und solche, die sich in Südafrika gegen die Kaffern verteidigten, wie eine nicht geringe Zahl solcher, die sich einst im Kaukasus und Sibirien, in Südrußland und an der Wolga gegen Tataren und Raubtiere, zuletzt gegen die Bolschewiki unter den schlimmsten Begleiterscheinungen zu wehren hatten.

Den englischen Forschungs- und Weltreisenden weiblichen Geschlechts, wie Isabella Bird, die Persien, Indien, den Malayischen Archipel, Ostasien und das Indianergebiet durchstreift hat, und Mrs. Sheldon, die ein Buch „Von Sultan zu Sultan" schrieb — es handelt sich um eine Reise nach dem Kilimandscharo —, können wir Ida Pfeiffer und Frau Selenka, die sich beide mit Unerschrockenheit unter den Kannibalen Borneos bewegten, ferner Marie von Bunsen, Thea Kaiser und die Albanienforscherin Baroneß Godin zur Seite

stellen. Wir haben zwar keine Lady Esther Stanhope, die Nichte des großen Pitt, die zuerst einen Räuberhauptmann auf dem Balkan und dann einen arabischen Emir heiratete und bis zu ihrem späten Lebensende unter den Beduinen des Hauran lebte; allein wir weisen mit Stolz auf die noch in unserer Mitte weilende Frau Förster-Nietzsche, die einst (1885) eine deutsche Auswandererschar in Paraguay nach dem Tode ihres Mannes, des Schöpfers jener Kolonie, leitete und darob die ungekrönte Königin von Paraguay genannt wurde. Wir haben zwar die Prinzessinnen Ena Battenberg und May Teck und Melusine von der Schulenburg an England abgegeben, und eine unübersehbare Reihe von Prinzessinnen an Rußland und Skandinavien, dafür haben wir eine Katharina von Zerbst, die aus eigener Kraft russische Kaiserin und die unglückliche Koburgerin, Charlotte, die Kaiserin von Mexiko wurde. Nicht weniger unglücklich war Alix von Hessen, die als Zarin ermordet wurde. Merkwürdigerweise ist, soviel mir bewußt, keine einzige Deutsche jemals auf den Thron oder in den Harem eines orientalischen Fürsten gelangt, weder in der Türkei noch in Persien, noch in Ostasien, während alle möglichen anderen Europäerinnen zu verschiedenen Zeiten Favoritinnen des Padischah wurden, und eine Engländerin am koreanischen Hofe mächtigen Einfluß erlangte. (Die Dame, die um die Wende des Jahrhunderts nach Söul kam, hieß amtlich Lady Om; ihren richtigen Namen hat man nicht erfahren.) Die einzige Ausnahme macht für uns eine Wienerin, die in den Harem des Khediven geriet und dort sehr ehrenvoll gehalten wurde. Daß es je eine deutsche Lieblingsfrau eines Maharadscha, eines tunesischen Dey oder des marokkanischen Großscherifen gegeben habe, ist mir wenigstens nicht bekannt. Wer etwa davon weiß, trete als Zeuge vor! Dagegen gab es genug solche Frauen englischen und französischen Bluts.

Von dem, was wir in jedem Betracht mittlere Geschicke

nennen können, ist wenig zu vermelden. Indes, wieviel Hofdamen, die einer deutschen Herrscherin auf ausländische Throne folgten, mögen sich dort an einen Ausländer verheiratet haben. Emilie von Berlepsch ließ sich von dem Weimarischen Kammerherrn von Knebel entführen. Da der Weimaraner verheiratet war, so griff er zu einer List. Er schaffte sich eine tödliche Krankheit an und tat, als ob er sterbe. Während der leere Sarg, das Kenotaphion, in die Gruft gesenkt wurde, entfloh er mit seiner Liebsten nach Ägypten. Dort scheint er verschollen zu sein. Der Vorgang hat offenbar (obwohl sich das in keiner Literaturgeschichte findet) Jean Paul zu der gleichen listigen Tat des Armenadvokaten Siebenkäs angeregt. Von anderen Schicksalen könnten wir etwa die deutschen Frauen von Amasia in Nordanatolien anführen, die seit einem Menschenalter armenisiert worden sind, oder Helene Böhlau, die, um mit dem geliebten Manne eine Bigamie zu ermöglichen, vorübergehend Türkin wurde, endlich die Gräfin Pfeil, die den japanischen Gesandten in Berlin, Aoki, ehelichte, sowie verschiedene Berlinerinnen und Hamburgerinnen, die sich mit höheren japanischen Beamten verbunden haben. Die Ehen sind durchweg gut ausgefallen; jedoch ist nicht zu leugnen, daß die Kinder dem Japanertume anheim gefallen sind, wenn auch noch geraume Zeit der deutsche Einschlag in der gesamten Lebenshaltung greifbar hervortrat.

Schließlich erinnern wir uns an eine Fürstin Hatzfeld, die den Sohn eines amerikanischen Eisenbahnmagnaten, des John P. Huntington, des Präsidenten der Southern Pacific, geheiratet hat.

Außerordentlich unerfreulich ist die Kehrseite der Medaille, die wir aber auch betrachten müssen, wenn wir nicht wesentliche Züge in dem Gesamtbilde deutscher Reisläuferei verschweigen wollen: die Ehen, die deutsche Frauen mit Schwarzen eingingen und noch eingehen, und der Mädchenhandel,

bei dem unsere Volksgenossinnen eine überragende, aber wenig beneidenswerte Rolle spielen. Die verschleppten deutschen Mädchen betrifft man in allen Städten und Häfen Europas, betrifft sie in allen überseeischen Ländern von Valparaiso und S. Franzisko bis nach Batavia und Sibirien. Nur in Süd- und Ostasien sind sie glücklicherweise fast gar nicht vorhanden, da die japanische Konkurrenz dort zu stark ist. Der Mädchenhandel wird, außer in Ostasien, fast ausschließlich von Juden betrieben. Er hat nicht wenig dazu beigetragen — genau wie die Wirksamkeit der deutschen Juden überhaupt — den deutschen Namen in der Welt verächtlich zu machen. Die Westmächte, die Hüterinnen der Zivilisation, haben zwar eine große Organisation ins Leben gerufen, um den Mädchenhandel zu bekämpfen, haben ein Komitee aus den angesehensten Völkerrechtslehrern, Diplomaten und anderen höheren Beamten berufen, das dann Jahr für Jahr in irgendeiner europäischen oder amerikanischen Hauptstadt zusammentrat. Die Organisation hat sich jedoch damit begnügt, regelmäßig hochtönende Beschlüsse zu fassen; durchgreifende Taten hat sie in keiner Weise getan.

Fürsten und Fürstinnen.

In Asien hat sich bis heute so ziemlich jede Dynastie für sich gehalten. Nicht eine einzige Verbindung hat zwischen dem Hause des Mikado und dem des Himmelssohnes in China stattgefunden. Ebensowenig haben sich, obwohl beide Mohammedaner, freilich von verschiedener Sekte, sind, Perser und Osmanen jemals verschwägert. Dagegen haben seit den frühesten Zeiten europäische Fürstenhöfe Familienverbindungen miteinander angeknüpft. Schon einer der Westgotenkönige, Athaulf, heiratete eine byzantinische Kaiserstochter. Otto der Große führte die Engländerin Edith und sein Sohn, Otto II., die Byzantinerin Theophano heim. Auch ein Babenberger erhielt seine Gemahlin aus Byzanz.

Frühzeitig meldeten sich selbst die Russen. Schon im 11. Jahrhundert trachtet ein Großfürst nach einer deutschen Kaiserstochter, erhält jedoch einen Korb. Skandinavische, sizilianische, spanische und englische Prinzessinnen (wie Elisabeth, die den Winterkönig nahm), vermählten sich in Deutschland und umgekehrt kamen deutsche Fürstinnen nach allen Ländern Europas mit Ausnahme der mohammedanischen. Allein zwischen den Wittelsbachern und Polen zählt man an zwei Dutzend Verbindungen und noch zahlreicher sind die Verschwägerungen der Habsburger und der Wittelsbacher mit Spanien. Es handelt sich hier um eine allgemeine europäische Sitte. Wenn man jedoch näher zusieht, wird man sehr bald einen Unterschied entdecken, der nicht zu unseren Gunsten ausschlägt. So oft eine russische Großfürstin nach Deutschland heiratete, nach Mecklenburg, Hessen, Baden, Württemberg, da hielt sie nicht nur an der griechisch-orthodoxen Religion fest, sondern baute sich auch eine griechische Kirche in der neuen Heimat, in der deutschen Residenzstadt. Umgekehrt, wenn eine deutsche Prinzessin nach Rußland kam, so verstand sie sich dazu, den griechischen Glauben anzunehmen. Auch sonst haben in der Regel die fremden Prinzessinnen Wert darauf gelegt, im Sinne ihrer Heimat zu wirken, während die deutschen Fürstinnen meist oder bald in der fremden Umgebung aufgingen und gelegentlich, wie in Rumänien, sogar deutschfeindlich wurden. Die bedeutendste aller deutschen Fürstinnen, die jemals im Ausland auf einen Thron kam, Katharina II., ist zwar nicht ausgesprochen deutschfeindlich gewesen, jedoch nur, weil sich keine besondere Gelegenheit dazu bot; sie hat jedenfalls nie etwas anderes als den Nutzen Rußlands vertreten, und sie hat bewußt den Gegensatz, die Zwietracht zwischen Friedrich dem Großen und Joseph II. gefördert, weil das eben für Rußland gut war.

Eine Frau, die ganz deutsch geblieben ist, auch in der Fremde, war Lieselotte von der Pfalz. Ihre köstlichen Briefe

atmen urechten pfälzischen Geist. Aber ihrem Schicksal haftet eine verborgene Tragik an. Äußerlich auf einen glänzenden Platz in der Welt gestellt, war sie in ihrer Ehe durchaus nicht glücklich und sie fühlte sich von den einst so reich fließenden Quellen ihres Gemütslebens abgeschnitten. Dort, in dem oberflächlichen, ichsüchtigen Paris war keiner, der sie verstand. Wie ihr, ist es so mancher anderen deutschen Prinzessin gegangen. Niemand aber hat ein traurigeres Schicksal gehabt als Alix von Hessen, die spätere Kaiserin Alexandra. Sie wurde nebst ihren Töchtern Anfang 1918 von den Bolschewisten in der Nähe des Urals ermordet. Es gab allerdings auch Fürstinnen, die sich in der Fremde ganz wohl fühlten, die sich im Glanze des Hofes sonnten. So Marie Antoinette, die Tochter Maria Theresias. Sie war anmutig und reizend und liebenswürdig und hatte im Grunde ein gutes Herz; aber sie war verhängnisvoll kurzsichtig und beschränkt und ging in den Vergnügungen auf. Sie endete auf dem Schafott. Besser war das Ende der Isabella in Frankreich. Diese Wittelsbacherin, Zeitgenossin der Jungfrau von Orléans, mußte den Einbruch der Engländer erleben, mußte flüchten, erlangte dann aber ihr Königtum zurück. Wechselvolle Schicksale hatte zu gleicher Zeit eine andere Wittelsbacherin, die berühmte Jakobäa. Sie heiratete erst den Herzog von Brabant, entlief ihm und nahm hierauf den Herzog von Gloster, den Statthalter Englands.

Es gibt bisher noch kein einziges Buch über deutsche Reisläufer und Abenteurer. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn einerseits gar manche Gestalten bei einem ersten Versuche der Art fehlen und wenn andrerseits man häufig zweifelhaft sein kann, ob Gestalten, die man hier findet, wirklich auch hergehören. Es gibt da vielfach Übergänge und Grenzerscheinungen. Des öfteren ist es gar nicht leicht zu bestimmen, ob eine Handlung zum Vorteil oder zum Nachteil Deutschlands ausgeschlagen sei. Durch einen Auswanderer

verliert die Heimat eine schätzbare Kraft und verliert das materielle und sittliche Kapital, das sie zu seiner Ausbildung verwendet hat; allein auch in der Ferne kann der Auswanderer der Heimat nützen, indem er den Handel mit ihr befördert oder gar durch seinen Einfluß die politische Haltung seines Adoptivvaterlandes zu ändern vermag. Das allerschönste ist natürlich, wenn der Auswanderer eine Kolonie gründet und so das Gebiet des Mutterlandes ausdehnt. Das ist die Art, wie einst die Griechen, wie in der Neuzeit Spanier, Portugiesen, Engländer und Russen vorgingen. Auch wir haben es versucht, zu kolonisieren, nicht nur in Afrika und in der Südsee, sondern auch und zwar mit viel besseren Aussichten in Amerika, in der Ukraine und in Australien. Neubraunfels, das die deutsche Adelskompagnie in Texas 1836 gründete, sollte eine Verbreiterung und Verstärkung der alten Heimat bedeuten. Ebenso war es möglich, daß Pennsylvanien, daß die Südstaaten Brasiliens zum mindesten das Deutsch zur Amts- und Verkehrssprache erhoben hätten. Man kann infolgedessen die hochgemuten und tatkräftigen Grafen und Freiherrn, die nach Texas zogen, nicht füglich als Reisläufer bezeichnen. Das Unglück wollte es aber, da die Unternehmung unzweckmäßig und mit wenig Sachkenntnis ausgeführt wurde, da die Kolonisten überdies es besonders ungünstig trafen, insofern Texas gerade damals von einer Yankee-Freibeuterschar unter Houston erobert wurde, daß die urspüngliche Absicht in ihr Gegenteil verkehrt wurde, daß schließlich die hessischen Auswanderer, die damals sich der Adelskompagnie anschlossen, schließlich doch nur Völkerdünger für das Yankeetum wurden. Ebenso liegt es auf der Grenze, wenn ein Offizier, wenn ein Fürst sich dem Dienste eines fremden Staates widmet. Man wird sicherlich den Grafen von Schulenburg nicht einen vaterlandslosen Verräter schelten, da er doch im Einklang mit der kaiserlichen Politik sich den Venezianern zur Verfügung stellte. Man kann auch noch weniger die

Militärinstrukteure, die im Auftrage des deutschen Generalstabs oder des Auswärtigen Amtes nach der Türkei gingen, zumal nach 1889 oder gar nach 1912, als sich ein Bündnis zwischen Berlin und Konstantinopel vorbereitete, Reisläufer nennen. Dagegen ist es wiederum ein Grenzfall, wenn deutsche Krieger mit einem hessischen oder pfalz-neuburgischen Fürsten, der König von Schweden geworden, nach Stockholm ziehen, oder wenn die einstige Prinzessin von Zerbst, Katharina, zahlreiche Landsleute dazu veranlaßt, nach Rußland zu kommen, wenn 4000 bayerische Soldaten den Wittelsbacher, König Otto, nach Griechenland begleiten. Schon jenseits der Grenze dagegen, schon ausgesprochene Reisläuferei war es, als der Prinz Salm-Salm und Oberst Freiherr von Gagern Maximilian bei der aussichtslosen Jagd nach der Kaiserkrone in Mexiko halfen; denn es war von vornherein klar, daß, wenn überhaupt ein Erfolg dem Wagnis beschieden, er lediglich den Franzosen anheimfallen würde.

Alle diese Beobachtungen treffen auch auf die deutschen Balkanfürsten zu. Wenn Fürst Wilhelm zu Wied Mbret (von Imperator abgeleitet) in Albanien wurde, so konnte man zur Not hoffen, dort unten, im Lande der tapferen Skipetaren, in den fruchtbaren Tiefebenen am unteren Drin und in der Müzekia sowie in den Hochtälern der albanischen Alpen deutsche Siedler ansetzen zu können, konnte hoffen, zumal schon längst dort österreichischer Einfluß und Verkehr waltete und insgemein mit österreichischen Kronen bezahlt wurde, der deutschen Eiche ein neues Reis aufzupfropfen. Wie sich freilich die Dinge tatsächlich gestaltet haben, infolge der müßigen und ahnungslosen Politik von Wien und Berlin, haben die Offiziere und Studenten (meist Münchener), die dem Mbret zu Durazzo halfen, das Niveau von Reisläufern nicht überschritten. Der Erfolg entscheidet! Das muß man sich bei allen Deutschen, auch bei den Fürsten, die sich im Balkan eine neue Heimat schufen, vor Augen halten. Königin Sophie

wirkte einstens für deutsches Wesen geradeso in Athen, wie Königin Ena für englischen Nutzen in Madrid und Königin Maud in Christiania. Umgekehrt ist die jetzige Königin von Rumänien, obwohl deutschen Ursprungs, in Sinn und Tun durchaus deutschfeindlich. Britische Abenteurer strömten zu Hauf nach dem Transvaal, um es schließlich zu einer britischen Kolonie zu machen. Ein deutscher Abenteurerstrom floß nach dem Balkan, jedoch um dort zu versickern. Der Versuch an sich ist nicht zu tadeln. So ist es auch immer noch nicht ausgeschlossen, daß deutsche Pioniere in Rußland einst die Vorposten von Größer-Deutschland bei Odessa, im Kaukasus, und an der Wolga werden mögen. Auf den Erfolg kommt es an! Er ward in reichem Maße dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, König Karol, beschieden, unter dessen wohltätigem Szepter an 50 000 Reichsdeutsche und Österreicher in Rumänien lebten, der sogar amtlich dem Dreibunde sich anschloß. Keinen Erfolg errang dagegen der Battenberger, der als Meteor in Bulgarien aufstieg, dann aber den Strahlen der mächtigen russischen Sonne weichend, erlosch. Zunichte wurden gleichermaßen die Anstrengungen des Zaren Ferdinand, der freilich in seinen Adern nicht nur koburgisches, sondern auch Bourbonenblut hatte. Sein Sohn Boris, der jetzige Zar von Bulgarien, ist dem Glauben nach griechisch-orthodox, der Politik nach teils zaristisch-russisch, teils französisch gerichtet, und nur seine Schwestern durften sich noch einer Erziehung in Bayern erfreuen. Ein Neffe des Battenbergers, der eine Tochter von Nikita geheiratet hat, ist russischer General, und die Mecklenburgerin Jutta, die den Montenegriner Danilo, einen Sohn Nikitas, ehelichte, ist in ihrer südslavischen Umgebung aufgegangen. Ebenso sind die Teck verengländert. Ein dritter Battenberg wurde britischer Admiral und fühlt sich nicht weniger als Engländer, weil er bei Ausbruch des Weltkrieges seines deutschen Namens halber gezwungen wurde,

von seinem Posten zurückzutreten. Alle unsere Betrachtungen gelten übrigens auch für die Hannoveraner, die auf dem englischen Throne sitzen und die jetzt sich Haus Windsor nennen.

Auf den Erfolg kommt es an! Es gab Zeiten, da in dem sibirischen Bezirk von Barnaul und in der Gegend von Neuyork das Deutsch zur Verkehrssprache zu erwachsen versprach, und bei Ausgang des Mittelalters war Dänemark drauf und dran, ein deutscher Vorposten zu werden. Ein Mecklenburger war im 14. Jahrhundert König von Schweden, und unaufhörlich heirateten deutsche Prinzessinnen nach Kopenhagen und Petersburg, dergestalt, daß die Familie der Romanow oder richtiger Holstein-Gottorp zu neun Zehnteln deutschen Blutes ist. Allein letzten Endes wurde nicht nur von der übermächtigen russischen Umgebung das deutsche Blut erstickt, sondern auch Dänemark wußte sich unseres Einflusses zu erwehren und wurde wieder dänisch. Wenn daher wir uns so oft berühmen, daß auf allen Thronen Europas, mit Ausnahme einiger Balkanstaaten und Italiens, Persönlichkeiten deutscher Abstammung saßen, so hätte das nur eine Bedeutung gehabt, wenn dadurch dauernd deutsche Art eingewurzelt wäre.

Im Sezessionskrieg.

Die größte Reisläuferei aller Zeiten griff in den 1860er Jahren Platz, als die Nordstaaten der amerikanischen Union gegen die Südstaaten, die Confederation, ankämpften. Prinzen und Grafen und andere deutsche Offiziere eilten aus Europa herbei, um ihren Degen Lincoln oder dem General Lee zur Verfügung zu stellen. Hauptsächlich aber entwickelte sich eine bodenständige Reisläuferei, insofern schon angesessene Deutsche für die Union fochten. Nach der geringsten Schätzung waren es 180 000, nach der höchsten 300 000 unserer Volksgenossen, die freiwillig oder für den Werberlohn von 460 Dollars in die Armeen von Lincoln eintraten. Viele

48er waren dabei. Am berühmtesten sind von ihnen Karl Schurz und der alte Hecker geworden. Schurz, aus Düren (bei Aachen) gebürtig (ich habe ihn selbst noch und ebenso die Tochter seines Befreiers gekannt) wurde 1849 verhaftet, und auf die Festung gebracht, aber von seinem Freunde Kinkel unter verwickelten Umständen nächtlicherweile befreit. Die beiden Freunde flohen nach England, wo Kinkel in der Folge sich kümmerlich durchschlug, um sich dann der Schweiz zuzuwenden. Der tatkräftige Schurz fand in Nordamerika als Rechtsanwalt seinen Unterhalt. Im Bürgerkriege bewährte er sich als umsichtiger, kühner General, dem auch schwierige strategische Pläne gelangen. Später warf er sich auf die Politik und hat es als einziger Deutscher drüben zum Minister gebracht. Zu dieser Zeit, als längst Gras über seine Jugendstreiche gewachsen war, lud ihn sogar Bismarck ein, ihn in Varzin zu besuchen. Von Schurz stammt der Ausspruch: Deutschland meine Mutter, Amerika meine Braut! Dadurch ist vollkommen seine Stellung ausgedrückt. Trotzdem er einen sehr regen Verkehr mit seinen Landsleuten drüben unterhielt, war er doch einer merklichen Yankeesierung verfallen und nahm es übel, wenn man seine übergroße Betonung der Loyalität für Amerika nicht gelten lassen wollte. Viele freilich sprachen sich noch viel schärfer aus als er und erklärten öffentlich und mit Vorliebe: Sobald einmal Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland ausbrechen sollte, werden wir ohne Zögern für Amerika kämpfen. Noch volkstümlicher als Schurz war der Unionsgeneral, von dem das allbekannte Studentenlied singt:

Lebt denn der alte Hecker, Hecker noch?
Er hängt an keinem Baume,
Er hängt an keinem Strick,
Sondern an dem Traume
Der deutschen Republik!

Hecker war jedoch, genau wie einst beim badischen Feldzuge, nur ein tollkühner Draufgänger, indessen weder Taktiker noch

Stratege. Im ganzen kommandierten in den Heeren der Nordstaaten nicht weniger als zwanzig deutsche Generäle. Ich nenne noch Weber, Mangelin, Osterhaus, Sigel, den Hessen Willich, der später in St. Louis Zeitungsmann wurde, und den wütenden Republikaner Struve, ebenfalls badischen Angedenkens, dessen Sohn Peter Struve ein Führer der russischen Sozialdemokraten geworden ist und, nachdem er lange im Ausland eine revolutionäre Zeitschrift herausgegeben, 1917 nach Petersburg reiste, und unter Kerenski eine Rolle spielte.

Die Yankeehistoriker lassen keinen Zweifel daran, daß ohne die Hilfe der Deutschen die Sache Lincolns schief gegangen wäre. Sie erkennen übereinstimmend die großen Verdienste an, die sich unsere Volksgenossen um die Union erworben hätten. Wir von unserem Standpunkte aus müssen zweierlei fragen: weshalb entstand der Krieg? und wem hat der Sieg der Nordstaaten genützt? Die Ursache des Zwistes war die Befreiung der Neger. Der Süden, der mit den Schwarzen behaftet ist und sie kennt, war dagegen; der Norden, der kaum mit Schwarzen zu tun hat und sie nicht gut kennt, war dafür. Da Lincoln siegte, wurde die Emanzipation der Farbigen durchgeführt. Es war eine ganz verkehrte Maßregel. Sie hat sowohl den Yankees als auch uns geschadet. Wir haben die Neger im Weltkriege als unsere Feinde kennen gelernt und bekamen sie am Rheine auf unseren Hals. In Amerika aber wurden zunächst die Schwarzen von politischen Glücksjägern und Demagogen, die aus den Reihen der Weißen stammten, gegen die Farmer des Südens organisiert. Später, da sich die Mißstände der Emanzipation immer fühlbarer herausstellten, ging man dazu über, Schritt für Schritt den Negern ihre Rechte wieder zu nehmen, dergestalt, daß sie jetzt beinahe wieder in derselben Lage sind wie vor 1861. Und wem hat der Sieg Lincolns genützt? Lediglich den Yankees! Ihr Weltreich wurde vor dem Zerfall bewahrt. Nur weil die dummen Deutschen Lincoln und

seinen Mannen halfen, konnte sich die Union zu einer Macht emporschwingen, die letzten Endes, durch militärische wie finanzielle und journalistische Unterstützung des Vielverbandes, das gewaltige Völkerringen gegen uns entschieden hat. So war also, wenn man die Summe ziehen will, die Reisläuferei zugunsten der Yankees gegen das Vaterland der Reisläufer gerichtet.

Kaiser von Mexiko.

Louis Napoleon hatte die hochfliegenden Gedanken seines Großohms, allein ohne die Kraft, sie auszuführen. Er war ein Weltendenker, ein Ideologe wie Bonaparte, aber kein Weltumstürzer wie er. Einer seiner Lieblingspläne war, das Romanentum gegen das übermächtig anwachsende Angelsachsentum zu stärken. Sonderbarerweise wählte er, um den Plan zu verwirklichen, ausgerechnet einen Deutschen, den Erzherzog Maximilian von Österreich. Besonders hatte sich Napoleon III. in die Vorstellung verrannt, daß das Anschwellen der Vereinigten Staaten eine Gefahr für die europäische Zivilisation bedeute, eine Vorstellung, die Palmerston teilte. Die Absicht war nun die, Engländer und Franzosen sollten die Nordstaaten, die sich im Bürgerkrieg mit den Südstaaten befanden, zur Nachgiebigkeit zwingen. Die britische Regierung lehnte eine offene Einmischung ab und begnügte sich damit, durch Kaperbriefe, die sie südstaatlichen Schiffen, so der weltberühmt gewordenen Alabama verlieh, den Handel der Nordstaaten zu stören und die bedrängten Südstaaten mit Waffen und Nahrung zu versehen. Da nun Luis Napoleon nicht allein und ebenfalls nicht offen gegen Lincoln vorzugehen wagte, versuchte er es mit einer Flankenbewegung und setzte sich in Mexiko fest. Dort hatte Benito Juarez, der Präsident, auf die Unterstützung der nordamerikanischen Union vertrauend, den europäischen Regierungen, die einst dem lateinischen Freistaate Staatsanleihen bewilligt

hatten, hart vor den Kopf gestoßen dadurch, daß er plötzlich sämtliche Zinszahlungen einstellte, daß er ein Attentat auf den französischen Gesandten unbestraft ließ, daß er die im Lande weilenden Fremden durch Gewaltmaßregeln quälte. Zur Wahrung der völkerrechtlichen Bestimmungen und nicht minder zum Schutze des Leihkapitals verbanden sich England, Frankreich und Spanien in der Londoner Konvention, Herbst 1861. Ein Ultimatum ließ Juarez ohne Antwort. Da einigten sich die drei Mächte zu einem gemeinsamen Heereszuge nach Mexiko. Die Hauptlast der Expedition fiel auf die Franzosen, denen das Abenteuer ungeheuere Kosten verursachte. Juni 1862 langte das französische Heer nach zahllosen Gefechten in der Hauptstadt Mexiko an. Eine Junta beschloß, den Freistaat in eine erbliche Monarchie umzuwandeln. Zum Oberhaupt wurde der Erzherzog Maximilian, der im Schlosse Miramare bei Triest lebte, ausersehen. Ihn stachelte seine ehrgeizige Gemahlin, die Koburgerin Charlotte von Belgien. Wie einst Bonaparte mit der Beredsamkeit eines Advokaten und der Phantasie eines Dichters den Zaren Alexander durch Weltteilungspläne berückte, so spiegelte sein Großneffe dem Enkel Karls V., in dessen Reich die Sonne nie unterging, dessen Macht sich auch auf Mexiko erstreckte, vor, er eigne sich am besten dazu, dem durch Bürgerkrieg zerfleischten Lande Retter und Heiland zu werden. Verwandte und Freunde mahnten ab; es heißt jedoch, daß Franz Josef, der mit der Unterdrückung einer Revolution und mit den Niederlagen im savoyschen Kriege (1859) sich nicht gerade beliebt gemacht hatte, es nicht ungern sah, wenn sein Bruder, der weit volkstümlicher war als er, auf diese glimpfliche Art dazu gebracht würde, Europa zu verlassen. Sei dem, wie ihm sei, Maximilian und Charlotte entschlossen sich zu dem Wagnis. Sie landeten im Mai 1864 in Veracruz. In ihrem Gefolge befand sich eine glänzende Schar von deutschen Grafen und Baronen und nichtadligen Offizieren, während die Mann-

schaften durchweg aus Franzosen bestanden. Der Adjutant Maximilians war der Prinz zu Salm-Salm, der vorher an dem nordamerikanischen Bürgerkriege teilgenommen hatte. Bei der Vorstellung beim Präsidenten glaubte er Lincoln darauf aufmerksam machen zu müssen, daß er aus fürstlichem Geschlechte sei. „O, das wird Ihnen bei uns nichts schaden!“ erwiderte der strenge Republikaner. Ein anderer aus dem Gefolge war der Freiherr von Gagern, ein Bruder oder Vetter des einstigen Frankfurter Parlamentspräsidenten von 1848, der seine Abenteuer in einer Selbstbiographie beschrieben hat. Das Habsburger Paar wurde bei der Landung von jubelnden Volksmassen begrüßt und wurde in der Hauptstadt zum Kaiser ausgerufen; dann aber kam eine Enttäuschung nach der anderen. Es gab endlose Schwierigkeiten. Man dachte sogar daran, eine österreichische Fremdenlegion zu bilden; das verhinderte der Einspruch Lincolns. Napoleon konnte sich nicht verhehlen, daß seine Schöpfung nicht lebensfähig sei: Er gab sie und Maximilian preis. In schroffem Widerspruche zu seinen feierlichen Zusagen gewährte er weder geldliche noch militärische Hilfe. Sein Marschall Bazaine räumte, Vorstellungen und Bitten Maximilians zum Trotz, ganz Mexiko. Eine Reise Charlottens nach Paris verlief erfolglos. Ebenso eine Reise nach Rom zu Papst Pius. Da brach bei der Unglücklichen der Irrsinn aus; sie wurde auf Miramare in Gewahrsam gebracht. Die nächsten Jahre waren für den Erzherzog überaus traurig. Er verwünschte die Leichtfertigkeit, die ihn an Napoleon hatten glauben lassen. Die Nachricht von dem traurigen Los seiner Gemahlin warf ihn aufs Krankenlager. Er suchte den Soldatentod. In heimtückischer Weise hielt ihn der Vollblutindianer Juarez, der sich zuerst auf seine Seite gestellt hatte, hin. Durch den nackten Verrat eines Vertrauten, des Obersten Lopez, fiel er in die Hände des feindlichen Generals Escobedo. Juarez, ein harter Charakter und bei all seiner Heimtücke doch ein großer Führer und

Staatsmann, ließ ihn vom Kriegsgericht zum Tode verurteilen. Und ebenso verschiedene Mexikaner, die bis zum Ende treu zu dem Habsburger hielten. Europäische Mächte und sogar Lincoln gingen Juarez an, doch nicht einen Souverain von fürstlichem Geblüte standrechtlich zu erschießen. Auf den Knien bat ihn die Prinzessin Salm um das Leben des Kaisers. „Wenn alle Königinnen und Fürstinnen Europas", erklärte ihr aber Juarez, „an Ihrer Stelle wären, so könnte ich doch sein Leben nicht schonen; ich bin es nicht, der ihm das Leben nimmt, es ist das Volk und sein Gesetz!" Im Juni 1867 wurde der Spruch des Kriegsgerichts in Queretaro vollstreckt. Die Leiche wurde auf Ansuchen seines Bruders, des Kaisers Franz Joseph, ausgeliefert, und durch Admiral Tegethoff, den Sieger von Lissa, auf der Fregatte Novara, der Weltumseglerin, dem nämlichen Schiffe, das vor drei Jahren das Kaiserpaar nach Mexiko getragen hatte, heimgebracht und in der Kapuzinergruft zu Wien beigesetzt.

In Afrika.

Die Griechen hatten ihre Anabasis, die Abenteuer der Zehntausend, die sich von Mesopotamien durch Kurdistan nach dem Schwarzen Meere durchschlugen, und sie hatten die märchenhaften Züge Alexanders des Großen, der bis an die Schwelle Kaschmirs gelangte und den Indus bis zu seiner Mündung hinabfuhr. Die Römer erfreuten sich an der Eroberung Galliens, die Cäsar unter vielen Schwankungen, Rückschlägen und Katastrophen durchführte, und an den Entdeckungsfahrten, die von Offizieren des Kaisers Claudius im Atlas und im Westsudan, sowie zu den Katarakten des Nils unternommen wurden. Die Portugiesen sandten ihre Conquistadoren nach Brasilien und nach den Molukken, die Spanier nach Mexiko, Peru und den Philippinen. Wir Deutsche besitzen ein Epos unablässiger Kämpfe und Irrfahrten in den Abenteuern unserer Afrikahelden. Wahrlich,

die deutsche Geschichte wäre ärmer, ohne die Taten von Reichart, Deinhard, Töpfer und Carl Peters, von Rohlfs, Nachtigall, Hutter und Graf Götzen, von François und Francke, von den Jägern Schillings, Schomburgk und Bronsart v. Schellendorf! Allein wieviele dieser Taten wurden in fremdherrlichem Auftrage und für fremden Nutzen getan! In den 1850 er Jahren entdeckten schwäbische Missionare, die aber in britischen Diensten standen, Krapf und Rebmann, die tropischen Schneeriesen, den Kilimandscharo und den Kenia. Ein anderer Schwabe, Much, glaubte das salomonische Ophir 1868 in den merkwürdigen Ruinen von Zimbabwe südlich des unteren Sambesi wiederzufinden. Zwanzig Jahre wirkte im Becken des Sambesi der Elephantenjäger Wiese. Kein Lied kündet seine Jagden, kein Buch spricht von ihm; nur mündlich wird die Erinnerung an ihn und seine bunten Schicksale noch bei alten Afrikanern gepflegt. Allein was diese beiden Deutschen und noch gar manche andere geleistet — so dienten einige bei der Schutztruppe der Chartered Co. —, kam schließlich doch nur dem britischen Großreiche zugute, das Cecil Rhodes dort drunten aufgebaut hat. Dabei wollen wir gar nicht einmal davon sprechen, daß ein Hamburger Jude, Alfred Beid, mit seinen Reichtümern die Pläne von Cecil Rhodes ganz besonders gefördert hat, wie er denn auch zu den Gründern der Chartered Co. gehörte, wollen auch nicht davon sprechen, daß ein schlesischer Jude, über den sich einst die ganze Welt aufgeregt hat, daß Eduard Schnitzer (Emin Pascha) nur die Vorarbeit zu dem britischen Großreich in Nordostafrika geliefert hat. Dagegen ist mit Nachdruck der Name Slatin Paschas anzuführen, eines Deutsch-Österreichers, der in der Gefangenschaft beim Mahdi seine Erfahrungen gesammelt hat. Slatin wurde von Kitchener herangezogen, um den Mahdi zu zermalmen (1898); er brachte es zum britischen General und er wurde abermals in wichtiger Stellung verwandt, um 1915 Ägypten und den ägyptischen

Sudan zu verteidigen. Gegen wen? Gegen die Türkei und die mit ihr verbündeten Mittelmächte, mithin gegen sein eigenes Vaterland.

Nachdem Stanley den Kongo entschleiert hatte, machte sich König Leopold daran, das ungeheure Kongobecken wirtschaftlich auszubeuten. Zunächst mußte es noch besser erforscht werden. Dazu bediente er sich in hervorragendem Maßstabe deutscher Hilfe. Er schickte 1880 und in den folgenden Jahren Pogge, Buchner, Peschuel-Lösche und den wagemutigen, leichtherzigen Wißmann nach der Loangoküste und in das Gebiet vom mittleren Sambesi, zu dem Muata-Jambo, dem Herrn der Minen. Alle diese erlebten eine endlose Reihe farbiger Abenteuer; der unverzagte Wißmann hat zweimal das südliche Mittelafrika durchquert, was damals eine ungeheure Leistung war. Allein alle diese Anstrengungen nützten doch nur dem belgischen Kongostaate, dessen Offiziere im Weltkrieg unsere Gefangenen so überaus schnöde behandelt haben.

Schließlich, war es viel anders in Marokko? Das Land des Scherifen, das seit 1879, seit der Reise von Lenz, die Aufmerksamkeit Europas immer mehr auf sich zog, ist hauptsächlich von Deutschen erschlossen worden. Die Mannesmann besaßen in der Provinz Schauja mehr Grundbesitz, als Angehörige aller anderen Volkheiten zusammengenommen. Sie waren es, die den Reichtum an Eisenerzen und deren Milliardenwert erkannten, und die denn auch mehr Minenrechte erlangten, als wiederum sämtliche andere Europäer zusammen. In Casablanka war die deutsche Kaufmannschaft an erster und in Tanger wenigstens an sehr hervorragender Stelle. Auf Lenz folgte die mühselige, nur halb geglückte Erforschung der unmenschlich heißen Draa und des Sus durch Ficke und Jannasch (1885). Der Nationalökonom Jannasch hat darüber ein eigenes Buch geschrieben. Ficke ließ sich in Marokko nieder, wurde reich und ward 1914 von den Franzosen hingerichtet. Noch früher kam nach dem Scherifenreich ein Braunschweiger,

Georg Krake. Er hatte in Montpélier Medizin studiert, erschoß dort eines Weibes wegen im Duell einen Franzosen, floh nach Spanien und betätigte sich dann in Marokko als Arzt in der Umgebung des Großherrn, als Jäger, als Grundbesitzer und Kaufmann. Leider ist sein satirisches Werk, eine Selbstbiographie „Wanzen und Pioniere“, niemals veröffentlicht worden. Viele deutsche Soldaten, die aus der Fremdenlegion geflohen waren, dienten als Tschauche, als Unteroffiziere und Feldwebel in der Leibwache zu Fes. Gar manche freilich sind auf dem Wege durch das Rif und die wilde Gegend an der Muluja von den Eingeborenen und durch den Prätendenten Bu el Hamara erschlagen worden, während andere in der Wüste verschmachteten.

Alle die Arbeit der deutschen Siedler und Unternehmer, zu denen einst auch der General und spätere Minister von Podbielski, Erzgrubenmitbesitzer im Rif, gehörte, alle Anstrengungen unserer Landwirte, Kaufleute und Ingenieure hat schließlich nur dazu gedient, den Franzosen das Bett zu bereiten. Wir waren die Trockenwohner für Frankreich im Scherifenreiche!

Ferne sei es von uns, einen Stein auf unsere wackeren Afrikaner zu werfen! Hofften sie doch, dem Vaterland zu nutzen. Es war nicht ihre Schuld, wenn die Pläne von Carl Peters, ein Deutsch-Afrika vom Sambesi bis Abessinien und vom Indischen bis zum Atlantischen Ozean zu schaffen, gescheitert sind; nicht ihre Schuld, wenn die Pioniere nicht genugsam von der Wilhelmstraße gefördert, wenn ihre Absichten, die auf ein deutsches Marokko zielten, von der Reichsregierung nicht verwirklicht wurden. Häufig trieb allerdings lediglich der Abenteuerdrang in die Ferne. Weil eben die amtliche Politik versagte, weil das Deutsche Reich von 1815—1864 keine Ausdehnungspläne betrieb, weil es seit 1895 wiederum so gut wie gänzlich stille stand und tatenlos dahindämmerte, weil es keine Kolonien mehr erwarb, son-

dern nur Händlerinteressen unterstützte, deshalb haben viele ihr Blut für die Unabhängigkeit oder die Ausdehnung fremder Staaten vergossen. Das geschah entweder in der Fremdenlegion oder auf eigene Faust.

In der Umgebung der Prinzessin von Sansibar traf ich den ehemaligen Missionar in Abessinien, Waldmeyer. Über seine Erlebnisse hat er ein Buch geschrieben, das ich aber nicht besitze. Ich erinnere mich jedoch an allerlei, was er mündlich erzählte. Einst zogen drei junge Deutsche nach Afrika und gerieten auf ihren Streifereien nach Adis Abbeba. Der eine der drei war Schlosser, der andere ein Schneider, der dritte ein Lehrer. Der erste wurde Kriegsminister, der zweite Handelsminister und der dritte, eben unser Missionar, wurde Kultusminister bei Theodor dem Blutigen, und blieben auch noch im Lande nach 1868, da Theodor von den Engländern gestürzt wurde. Auch das Leben jener Prinzessin ist abenteuerlich genug. Tochter einer abessinischen Mutter und eines arabischen Vaters, des Sultans von Sansibar, verliebte sie sich in einen Hamburger Kaufmann, Ruete. Um Mitternacht auf seidener Strickleiter wurde sie aus ihrem Sansibarer Hause entführt und auf ein englisches Kriegsschiff gebracht und zu Aden mit Ruete getraut. Sie gebar ihm drei Töchter und einen Sohn. Bismarck wollte die Ansprüche der Prinzessin auf ihr Erbe Sansibar für seine politischen Pläne verwerten und schickte sie 1886 mit einem deutschen Kriegsschiffe nach der ostafrikanischen Insel, wo damals Rohlfs, in marokkanischen Reisen bewährt, unser Generalkonsul war. Durch einen Unglücksfall wurden dem unglücklichen Ruete beide Beine abgefahren und er starb. Die Witwe baute sich ein entzückendes Landhaus im Libanon und lebte abwechselnd dort und in Jaffa in der Templerkolonie. Der Sohn, Said Ruete, war erst bei der Deutschen Bank und in ihrem Auftrage bei der Bagdadbahn und in der Bankfiliale zu Kairo. Nachdem er die Tochter von Sir Alfred Mond,

einem der gefährlichsten Großjuden Englands,[1]) geehlicht hatte, nahm Said Ruete dauernd in England seinen Sitz. Nicht ohne jedoch noch weiterhin eine Vermittlerrolle zwischen britischen und deutschen Orient- und Kolonialkapitalisten zu spielen.

Zum Nutzen Abessiniens haben sich noch andere Deutsche betätigt. Schweizer haben sich als Ratgeber des Negus Negesti einen Namen gemacht, namentlich der Ingenieur Ilg, ferner Munzinger. Frühere Offiziere, wie der einstige Kavallerist Böcking, kauften abessinisches Land. Holz, von dem Kommerzienrat Bosch unterstützt, erstrebte wertvolle Konzessionen. Es kann jedoch kaum eine Frage sein, daß schließlich Abessinien den Engländern anheimfallen wird.

Von Böcking weiß ich eine drollige Geschichte. Als der Weltkrieg ausbrach, wollte er nach Hause reisen. Da der Weg über Massaua und den Suezkanal verschlossen war, wählte er den Landweg. Von den Engländern aufgehalten und dem Sirdar Wingate vorgeführt, gab er an, ihn habe ein wütender Hund gebissen, und er müsse das nächstgelegene Pasteurinstitut, das zu Alexandria, aufsuchen. Um das glaubhaft vorzutäuschen, schlug er sich selbst Wunden und verschmierte sie mit Dreck. Er wurde durchgelassen, obwohl unter der Begleitung eines britischen Majors, sah viel von den englischen Rüstungen in Ägypten und weilte sechs Wochen in dem Institut. Und siehe da, die Jünger Pasteurs fanden wirklich die Hundswut! Auf einem italienischen Schiffe zurückgekehrt, konnte Böcking in Berlin seine wertvollen Beobachtungen übermitteln.

Gegenwart.

Ein deutscher Ingenieur aus Engers bei Koblenz, Schmitz-Dumoulin, nach seinem Übertritt zum Islam Adil Bey genannt, bohrte auf Sumatra nach Öl und verheiratete

[1]) Vgl. Winzer, die Juden in England.

sich mit der Tochter eines Chinesen und einer javanischen Prinzessin. Darauf ging er nach der Türkei, wurde angeblich Vertrauter Abdul Hamids und gründete 1904 einen jungtürkischen Bund, der den Umsturz von 1908 vorbereitete. Adil Bey schrieb mehrere fanatische Bücher für den Islam gegen die nach seiner Ansicht verrottete Kultur des Abendlandes. Ein Deutscher, namens Sturm, nahm Kriegsdienste bei den Serben und focht bei den Balkankriegen 1912/13 mit. Als serbischer General half er seiner neuen Heimat 1915 gegen die Österreicher. Dr. Carl Mueller (genannt Kalem) kämpfte anderthalb Jahre auf der Seite der Berber in Marokko gegen Spanier und Franzosen, überschritt den Hochatlas (ein Jahr vor den Mannesmann), war Adjutant von Asis Ali Pascha, einem Vetter des Khediven, beinahe ein Jahr lang während des Krieges mit den Italienern in Tripolitanien, und kämpfte für die rechtmäßige albanische Regierung unter dem Fürsten Wied gegen Albanien. Eine Frucht seines Aufenthaltes in Durazzo ist die nützliche kleine Schrift: Die Rebellion Essad Paschas.

Er nahm 1913 an persischen Gefechten teil, die er in dem Jahrbuche der Münchener Orientalischen Gesellschaft (1916) folgendermaßen beschrieben hat: Nach einigen ziemlich gleichförmigen Tagesritten (von Schiras gen Buschir, am persischen Golf) erreichte ich das Gebiet der Pässe, der Kotal. In riesenhaften Terassen stürzt hier das iranische Hochland treppenförmig nach dem Meere ab. Diese Stufen haben meist eine Höhe von einigen hundert Metern. In unzähligen Windungen klettern an den stellenweise fast senkrechten Abstürzen schmale steile, tief eingeschnittene Maultierpfade hinunter, die mit Schutt und Geröll übersät sind. Je mehr man sich der Küste nähert, um so charakteristischer werden die Kotals. Einer der ersten dieser eigenartigen Pässe ist der Mian Kotal, der zwar die Merkmale seiner Brüder noch nicht so ausgesprochen trägt als die nachfolgenden, der aber immer-

hin zu den größten Kotals gehört. Etwa in mittlerer Höhe des Passes befindet sich ein kurzer Absatz, gleichsam eine kleine Talmulde, in welcher, umrahmt von Fichten, Tannen und Laubwald mit fast undurchdringlichem Unterholz mit Felsblöcken und Steinhalden durchsetzt ist, die alte Bergfeste Mian Kotal, jetzt Gendarmeriestation, hervorragt. Das Gebäude ist zweistöckig und wird von einem massigen dreistockwerkhohen Wartturm überragt. Das Erdgeschoß dient als Stallung und Unterkunftsort für Reisende mit ihren Karawanen, das Obere beherbergt die etwa 70 Mann starke Besatzung, von der jedoch nur vierzig Mann Gendarmen, die andern unbewaffnete Wirtschaftsknechte sind. Gegen Abend kam ich in Mian Kotal an — und hörte, daß in der Stadt Kaserun und ihrer Umgebung ein Aufstand ausgebrochen sei. — Um halb drei Uhr, es war noch stockfinster und die Sterne leuchteten, in der für das persische Hochland charakteristischen Klarheit und Pracht, fand der Aufbruch statt, dreißig Gendarmen und zehn Roßknechte hoch, ritten wir aus den Toren der alten Burg, die uns — soviel unser noch übrig waren — in einer weniger fröhlichen Stimmung später schützend wieder aufnehmen sollte. Bei Morgengrauen stießen wir auf den etwa hundert Mann starken Feind und gingen sofort zum Angriff über. Die Aufständischen mit vorzüglichen Gewehren — englischen Fabrikats — (der Aufstand der Einheimischen, vermutlich Arabern, war also von England angestiftet, um der Regierung von Teheran Schwierigkeiten zu bereiten) ausgerüstet, ließen sich jedoch nur auf Plänkeleien ein. Bald mußte drüben Verstärkung angekommen sein, denn das Feuer verschärfte sich merklich. Wir hätten schon einen Leicht- und einen Schwerverwundeten. Gegen Mittag hatten wir plötzlich einen drei- bis vierhundert Mann starken Haufen gegenüber. Unter diesen Umständen schien ein Durchbrechen nach Kaserun, wo ja noch mehr Aufständische lagern mußten, aussichtslos. Der Rückzug begann. Am Anfang war er

nicht sehr beschwerlich, obgleich unsere Verluste sich mehrten, dann aber kam das stundenlange Klettern den steilen Kotal hinauf, der Feind uns immer auf den Fersen. Schließlich war nirgendsmehr Deckung zu finden. An den kahlen Felsen emporklimmend wurden unsere Leute abgeschossen, wie man die Fliegen an der Wand totschlägt. Dabei mußten wir in dem glühenden Sonnenbrand die Schwerverwundeten wie Sandsäcke hinter uns herschleifen. Einer von ihnen starb unterwegs. Um halb sieben Uhr erreichten wir endlich zu Tode erschöpft den schützenden Wald und ein paar Minuten darauf die Tore des Forts. Elf Tote mußten wir zurücklassen. Wir waren geschlagen, aber trotzdem: die Truppe hatte mit einer bewunderungswürdigen Disziplin und Bravour gefochten, wie ich sie Persern nie zugetraut hätte, aber es waren eben Perser unter schwedischer Leitung!

Im Kastell angelangt, verbanden wir, so gut es uns möglich war, die Verwundeten, dann wurden die kärglichen Mundvorräte bis zum letzten Rest verzehrt. Den brennenden Durst zu löschen, war unmöglich, da auf jeden Unverwundeten nur ein Glas Tee kam. Die Rebellen hatten zwar nicht gewagt, uns bis unter die Tore des Forts zu verfolgen, doch mußte man mit einem nächtlichen Überfall rechnen, weshalb verschärfte Wachen auf dem Dache aufgestellt wurden. Plötzlich, es mochte gegen acht Uhr abends sein, nahm ein anderes Ereignis unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Ein nach hunderten zählender Schwarm von Nachtigallen fiel in den Wald ein und suchte sich, auf dem Heimwege von Süden nach Norden begriffen, ein geschütztes Nachtquartier. Wir waren zu übermüdet, um uns weiter um unsere kleinen gefiederten Gäste zu kümmern, und nach wenigen Minuten schlummerte der Major und ich ins Land der Träume hinüber. Plötzlich ein ohrenbetäubendes Gezwitscher, wir fahren aus dem Schlaf empor und im Augenblick ist uns klar: Die Nachtigallen sind aufgescheucht, der Feind versucht uns zu übertrumpeln. Schon

zeigen sich die ersten schattenhaften Umrisse von Menschen am Rande des Busches, da krachen unsere Alarmschüsse. Blitzschnell ist alles auf den Beinen. Hinter den Mauerzinnen gedeckt eröffneten wir ein rasendes Schnellfeuer. Jetzt gilts heimzahlen. Das Gefecht dauerte keine zehn Minuten, dann war der Feind in wilde Flucht geschlagen. Die Gänse haben das Kapitol, die Nachtigallen Mian Kotal gerettet. Für das Land des Hafis sicher ziemlich stilvoll!

Am nächsten Morgen erhielten wir Nachricht, daß Kaserun von Süden her entsetzt worden sei, allerdings sei der Kommandant, Major Olson, gefallen. Der Weg war also frei und darum ritt ich noch am selben Vormittag unter starker Bedeckung den von gestern her übel bekannten Pfad weiter, den Kotal hinab, bis sich die weite Talebene oder besser Terrasse von Kaserun vor meinen Blicken öffnete. Die Gegend ist wie mit einem Zauberschlage verändert, sie nimmt den Charakter der nordafrikanischen Oasenlandschaft an, das ist nicht mehr Asien, das ist arabisches Afrika. Hier sind die Bewohner auch großenteils keine Schiiten, sondern Sunniten, man sieht den roten Fez und weißen oder grünen (Nachkomme des Propheten) Turban weit häufiger als die triste persische Filzkappe.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichte ich das ganz einer arabischen Wüstenstadt gleichende Kaserun, dem man übrigens von den Kämpfen der vorhergehenden Tage nichts mehr anmerkte. Vor den Stadttoren begegnete mir hoch zu Roß, von Dienerschaft und Gendarmerie geleitet, eine hochgewachsene, blonde Europäerin, ganz in Schwarz gekleidet, mit einem Blick so voller Stolz und Entsagung, daß ich ihn nie vergessen werde. Es war, wie ich später erfuhr, die Witwe des Major Olson, des toten Kommandanten von Kaserun, die auf der Heimreise nach Schiraz war. Ein wohlgezielter Schuß, der den ahnungslosen Kommandanten in die Stirn traf, gab das Signal zum Aufstand auch im Innern der

Stadt. Kurz nachdem man der Witwe die Leiche ihres Mannes ins Haus gebracht hatte, erschienen die persischen Offiziere in heller Verzweiflung bei ihr und fragten, was sie nun tun sollten, es sei alles verloren. Kurz entschlossen übernahm Frau Olson das Kommando, ließ Maschinengewehre aufstellen, die Geschütze laden und verteidigte neben der Leiche ihres gefallenen Mannes sitzend die Kaserne und Festung von Kaserun die ganze Nacht und den nächsten Tag, bis endlich Ersatztruppen unter Major Harald Lundberg eintrafen. Bei letzterem war ich während meines Aufenthaltes in der Oasenstadt zu Gast. Er war sehr niedergeschlagen über die letzten Ereignisse und erklärte deren Ursache folgendermaßen: „Die Engländer wünschen nicht, daß das Land zur Ruhe kommt, um jederzeit einen Vorwand zur Intervention zu haben. Andererseits jedoch müssen wir Schweden ein Gegengewicht gegen die russisch-persischen Kosaken in Nordpersien bilden und ferner hat England ein Interesse daran, daß die britischen Untertanen in Ruhe ihr Schäfchen scheren können. Darum hat man uns hierhergerufen. Merken die Engländer jedoch, daß wir im Begriffe sind, die Rebellen endgültig zu besiegen, so unterstützen sie diese mit Waffen und Geld, nur damit es nie völlig ruhig hier wird. So spielt die britische Politik einmal uns gegen jene, dann wieder jene gegen uns aus. Das Los Olsons wird über kurz oder lang wohl uns allen blühen. England spielt mit uns, wie die Katz mit der Maus!“ [1])

Soweit Carl Mueller.

Einige freilich von den deutschen Weltenwanderern, die ihr Schwert fremden Herren zur Verfügung stellten, haben sich später nach der Heimat wieder zurückgefunden, um fürderhin ihr zu dienen. Nicht selten waren die Erfahrungen, die sie draußen gesammelt, besonders wertvoll und erhöhten den Wert ihrer Persönlichkeiten. So haben der General von

[1]) 1913!

Göben, der einst in Paraguay focht, und haben viele Offiziere, die den Kaiser Maximilian nach Mexiko begleiteten, hat der General Falkenhayn, der einst in chinesischen Diensten stand, später für ihr Vaterland gekämpft, eine Leistung, die allerdings bei dem Fremdenlegionär Kirsch durch seine vaterlandsfeindliche Politik in das Gegenteil verkehrt wurde. Consten, der sich in der Mongolei getummelt und sich in die dortigen Wirren gemischt hatte, wurde 1915 damit betraut, eine Expedition nach Afghanistan zu führen. Es ist ihm nicht gelungen, sein Ziel zu erreichen. Wohl aber hat Kapp (dessen Sohn den bekannten Putsch unternahm) mit Waffe und Wort erst den Vereinigten Staaten geholfen, wo er Kongreßmann wurde, und hat nach seiner Rückkehr nach Deutschland als Mitglied des Reichstags seine amerikanischen Erfahrungen nutzbringend verwerten können. Am leichtesten machte sich die Rückkehr zur Heimat bei Offizieren, die in der türkischen Armee gestanden hatten und dann im Weltkrieg wiederum nach der Türkei beordert wurden, so beim bayerischen Graf Preysing, der einen berühmten Patrouillenritt an den Tschataldschalinien ausführte, und General von Lossow, dem ersten Deutschen, der jemals eine türkische Division geführt hat, und der bei Envers Marsche gegen Adrianopel im Frühjahr 1913 mitwirkte.

Ich kenne einen Offizier, der in Neuseeland Schafzüchter oder Schafhirt war, und dann wieder in ein Regiment zu Metz eingestellt wurde, und kannte einen Gesandten, Herrn von Gutschmid, der zeitweilig in Australien in der Verbannung lebte und dann wieder für den diplomatischen Dienst verwendet wurde. Ein Mörchinger Offizier, A. v. G., hat bewegte Schicksale in Amerika gehabt, war Goldgräber in Alaska und wurde dann Farmer in Südafrika, um neuerdings als Offizier am Weltkriege teilzunehmen. Ebenso haben gar manche Herren, die 1900 für die Buren fochten, später in Südwest für ihr eigenes Vaterland gekämpft. Einer der

merkwürdigsten unter den Burenkämpfern war Vallentin. Er war zuerst in unserem Kolonialdienst, wirkte in der Südsee und in Kamerun, wobei er gegen seinen Willen — vertrauliche Briefe von ihm wurden von dem Empfänger Giesebrecht veröffentlicht — den Sturz des Kanzlers Leist verursachte, aber infolgedessen selbst den Kolonialdienst verlassen mußte. Er begab sich hierauf ins Transvaal, arbeitete dort als Geometer und wurde Fieldcornet, Anfang 1900, kämpfte mit bei Ladysmith und geriet in englische Gefangenschaft. Er sollte nach England befördert werden; da aber das Schiff vor einem holländischen Hafen Anker warf, stieß er während der Mittagsruhe den englischen Wachtposten, der auf dem Gangbrett stand, ins Meer und entrann auf das Ufer, wo er durch das Betreten holländischen Bodens seine Freiheit wieder erlangte. Als Berichterstatter einer Berliner Zeitung durchschweifte er zwei Jahre lang Südamerika. Zuletzt wurde er Standesbeamter in Berlin; da ihm aber das ruhige Leben nicht zusagte, hat er in einem Anfall von Schwermut Hand an sich selbst gelegt. Andere Burenkämpfer waren der bereits einheimisch gewordene Kapitän Krause und eine Anzahl von reichsdeutschen Offizieren, wie der Oberst Wolf und der Rittmeister von Reitzenstein, Leutnant v. Katte und der Anhalter Offizier Daibel, der gefallen ist (nach anderer Nachricht auf einer ostafrikanischen Pflanzung Beschäftigung fand), und Graf Vitzthum, der zu den Buren eilte, obwohl er eine Tabaksfarm auf britischem Boden, nämlich in Rhodesia, besaß, dem jedoch, das muß rühmend hervorgehoben werden, die Engländer nach seiner Rückkehr zur Farm dies nicht nachtrugen. Reitzenstein erhielt, weil er ohne Urlaub daheim weggereist war, mehrere Monate Festung, konnte aber diese Muße gut benutzen, um einen wertvollen Bericht für den Generalstab zu schreiben. Die Begeisterung für die Buren wurde übrigens auch von anderen Nationen geteilt. Auf dem „Herzog“, auf dem ich nach Delagoa fuhr,

waren französische, ungarische und sogar russische Offiziere. Die Seele der ganzen Gesellschaft war Szechenyi. Unter seiner Leitung wurde so mancher fröhliche Kommers im Zwischendeck gefeiert, bei dem der Graf das Transvaallied, den Ruhm der Vierkleur, mit seinem herrlichen Basse zur Freude der Gäste gern anstimmte.

Eine ausgiebige Gelegenheit, Kriegslust auszutoben und die daheim erworbenen Kriegskenntnisse zu verwerten, gab der Kampf um Kuba und die Philippinnen. Am bekanntesten unter den Reisläufern, die im Solde Englands nach Kuba gingen, ist Erwin Rosen geworden. Sein „Lausbub in Amerika" gibt eine klassische Schilderung der Schlacht von San Juan und der Eroberung Santiagos. Man hat, während man sonst ihm guten Glauben zubilligen wollte, gerade die Zuverlässigkeit seiner kubanischen Schilderungen anzweifeln wollen. Da ich aber selbst in der Schlacht von San Juan dabei war, so konnte ich nur sagen, daß Wort für Wort alles richtig ist. Schade, daß sich Rosen nicht über einen Argwohn ausspricht, der damals gerüchtweise aufkam, daß nämlich die Yankees, die tatsächlich zeitweise ihre Linien beträchtlich zurückgezogen hatten und die unter dem gelben Fieber litten, nicht im ehrlichen Kampfe, sondern durch Bestechung des feindlichen Generals Torral das Eiland den Spaniern entwunden hätten. Den Argwohn spricht der Graf Mniszech aus, der als Freiwilliger die Yankees begleitete und dann ein deutsches Büchlein über seine kubanischen Abenteuer veröffentlicht hat. Rosen hat sich später zu einer der häufigen bewaffneten Expeditionen anwerben lassen, die von amerikanischen Kapitalisten unaufhörlich ins Werk gesetzt wurden, um irgendwo in Lateinisch-Amerika zu wühlen und den Weg für einen kapitalistischen Handstreich zu bahnen. So haben der Tabak- und der Zuckertrust in Kuba und Kolumbien, der Standard Oil Trust in Mexiko gewühlt und haben durch Raids zu folgereichen politischen Erschütterungen

den Boden vorbereitet. Rosen nebst vielen anderen diente, ohne sich offenbar über die politische Seite seiner Abenteuer viel Sorge zu machen, den Yankees; andere Deutsche traten in den Dienst der lateinischen Freistaaten. So hatte Cipriano Castro, der Diktator von Venezuela, ein kleiner Cesare Borgia, mehrere deutsche Offiziere in seiner Umgebung.

Schreiten wir von den Dschungeln Kolumbiens und Venezuelas zu einer gänzlich anderen Welt, zu den kahlen Steppen und den steinigen Sandflächen der Wüste Gobi! Dort betrafen wir einen Deutsch-Russen, der an Wallensteinische Zeiten gemahnt, wie denn auch sein Gesicht halb an Wallenstein, halb an Gustav Adolf erinnerte.

Aus einer alteingesessenen baltischen Sippe stammend, wurde de Groot als Attaché der russischen Gesandtschaft in Peking zugeteilt. Er verlor diesen Posten. Warum? Sucht die Frau! Nach diesem Abenteuer, das in der Gesellschaft beträchtlich viel Staub aufwirbelte, ging de Groot buchstäblich in die Wüste, nämlich in die Gobi, aber nicht, um Buße zu tun, sondern um sich ein neues Leben aufzubauen, um zu wachsen, um weit mehr an Geld und Einfluß zu erwerben, als er je vorher besessen. Elfmal hat er die Gobi durchstreift und man nannte ihn den ungekrönten König der Mongolei. Er wurde der Träger der Bestrebungen, die von dem Fürsten Esper Uchtomsky ausgingen. Der Fürst wälzte großartige Pläne in seinem Kopfe. Er träumte von einem gewaltigen Großreiche, das den bisherigen Zarenstaat und dazu Indien und Tibet und von China mindestens die Nordhälfte umspannen sollte, träumte von einer seltsamen halb mystischen Religionsgemeinschaft zwischen den Anhängern der griechischen rechtgläubigen Kirche, des Islams und des Buddhismus. Uchtomsky suchte nicht nur mit dem Geghen, dem Oberhaupt der mongolischen Kirche, der in Urga residiert, sondern auch mit dem Dalai Lama selbst in Fühlung zu treten. Baron de Groot nahm in Urga seinen Wohnsitz.

Er stellte sich mit dem Geghen, der übrigens ganz entgegen unseren Vorstellungen von der mongolischen Rasse eine Adlernase hat und der gar nicht sehr heilig lebt, zum mindesten sehr viel Champagner trinkt, aufs beste; de Groot vermittelte ferner zwischen der „Semiramis des Ostens", der Kaiserin Tsü-hsi von China, und der zarischen Regierung. Als der Boxerkrieg ausgebrochen war und die verbündeten Mächte Peking erobert hatten, da flüchtete Tsü-hsi nach der alten Hauptstadt des chinesischen Reiches, nach Sian-fu. Unser Balte war der Briefbote zwischen der Kaiserin und Petersburg. Es scheint, daß die so ehrgeizige alte Dame, da von ihrer Höhe gestürzt, ernstlich daran gedacht habe, den Schutz des Zaren anzugehen und sich und den ihr verbliebenen Teil ihres Landes dem Zaren zu unterstellen. Bei ihren Ostasiaten hätte sie nicht allzuviel Widerstreben gefunden; betrachten doch die Buddhisten den weißen Zaren als die Inkarnation einer buddhistischen Gottheit, sonderbarerweise einer weiblichen, nämlich der Tara. Um seine persönliche Politik wirtschaftlich zu fundamentieren warf sich de Groot auf Handel und Erwerb. Er beutete die Goldminen von Iro aus, in der Nähe von Urga, die um die Wende des Jahrhunderts entdeckt wurden, und zog zu dem Behufe verwegene Burschen aus aller Herren Ländern, darunter Yankees, die Erfahrungen in dem goldreichen Alaska und Kalifornien gemacht hatten, heran. Der Verfasser gegenwärtigen Büchleins hat eine Woche lang unter dieser anregenden, trinklustigen Gesellschaft geweilt, und hat mit ihr den Geburtstag des Zaren gefeiert. De Groot war der Held der „Briefe, die ihn nicht erreichten". Er selbst war zwar undurchdringlich und schweigsam wie das Grab. Allein ich erkannte den Zusammenhang an einer Kleinigkeit, nämlich an der merkwürdigen Uhr, die in jenen Briefen geschildert wird und die ich in dem Zimmer des Barons vorfand. Auch wurde mir der Zusammenhang später von einem Kenner, der zur fraglichen Zeit in Peking

gewohnt hatte, bestätigt. Mein Aufenthalt in Urga fiel in das Ende des Boxerkrieges. Man erwartete allgemein, daß der Eroberung der Mandschurei durch Rennenkampf, die 1900 stattgefunden, nunmehr die Angliederung der Mongolei folgen werde. Auch trafen bereits die ersten Ingenieure ein, Deutsche und Schweden, um die Trasse einer Bahn, die mit russischem Gelde gebaut werden sollte, von Kiachta, der Stadt der Teemillionäre, über Urga nach Kalgan, der ersten chinesischen Stadt — sie liegt an der bekannten Großen Mauer —, zu studieren. Die Bahn ist jedoch lediglich bis Urga gebaut worden. Zur Angliederung der Mongolei wurden zwar entscheidende Schritte unternommen, wie denn schon damals burjätische Kosaken im russischen Auftrage zu Urga garnisonierten, und 1913 war die Mongolei drauf und dran, eine Außenprovinz des Zaren zu werden; schließlich aber hat doch China seine Rechte behauptet.

Wie zur Zeit des Boxerkrieges ein Deutscher die Vergrößerung des Zarenreiches durch die Mongolei zu vermitteln trachtete, eben de Groot, so hat ein anderer baltischer Baron, Ungern-Sternberg, in der Gegend zwischen Urga und dem Baikalsee gegen die Horden des Sowjets gekämpft. Er soll von ihnen besiegt und hingerichtet worden sein. Einige sagen jedoch, er lebe noch. Auch Ungern-Sternberg focht für den Zaren. Von de Groots weiteren Schicksalen habe ich nichts Zuverlässiges erfahren. Es heißt, daß er sich nach Amerika gewandt habe; jedenfalls ist er verschollen. In Urga traf ich damals noch einen deutschen Missionar, der von einer Chinesin zwölf Kinder hatte und selbst ein halber Chinese geworden war.

Nicht erst der Weltkrieg hat die Deutschen durcheinander- und durch aller Herren Länder gewirbelt. Es gab kaum ein Fleckchen der Erde, wo nicht irgendein Landsmann auftauchte. Nicht mit Englisch, nicht mit Französisch, mit keiner anderen Sprache konnte man in der ganzen Welt durchkommen, wohl

aber mit Deutsch. Gewiß, an allen Küsten wird Englisch gesprochen oder geradebrecht; dagegen durch Sibirien und durch den größten Teil Lateinisch-Amerikas und Vorderasiens reisend, nützt einem Englisch nicht das geringste. Deutsch leistet da weit mehr! Nur ist das keine ungetrübte Freude; beruht sie doch darauf, daß wir uns zu leicht der Heimat entfremden. Ich habe seinerzeit die Anregung gegeben, das vielbändige Werk der Allgemeinen deutschen Biographie dadurch zu vervollständigen, daß in sämtlichen unseren Niederlassungen außerhalb der schwarz-weiß-roten und schwarz-gelben Grenzpfähle Aufzeichnungen über hervorragende und merkwürdige Deutsche gemacht, daß auch die Konsulate angewiesen würden, solche Aufzeichnungen, die in den Klubs und Vereinen leicht und freiwillig erstellt worden wären, zu sammeln; allein die Jagd nach Geld und nach Genuß verschlang alles. Wenn wirklich man sich einmal für historische Forschungen entschloß, so war es hundertmal leichter, Mittel für Ausgrabungen in Babylon oder die Grammatik einer Bantu- oder Indianersprache aufzubringen als für Deutschkunde. Die Altertümer Babyloniens hätten auch noch ein Jahrtausend länger im Boden geschlummert und wären nicht verloren gewesen; dagegen sind die Schicksale von Tausenden unserer Brüder tatsächlich verschollen, und es ist heute schlechterdings unmöglich, greifbare Spuren davon aufzustöbern. Wieviele gescheiterten Offiziere und andere Existenzen wimmelten auf den Diamantenfeldern von Kimberley, auf den Goldfeldern des Transvaals oder verkamen in den Bars von Chicago und Melburn! Glücklich, wer noch einigermaßen sich ein neues Leben zu zimmern verstand. In Südafrika traf ich einen ehemaligen deutschen Offizier, der für einen Buren Pferde zuritt, einen anderen, der Anstreicher geworden, einen dritten, der Barkeeper war, einen vierten, der bald als Tagelöhner, bald als Kellner, bald in einem anderen Berufe sich durchschlug. In Amerika stieß ich auf ähnliche Männer

aus guter Familie, die Zigarren verkauften, die in Brauereien oder auf Farmen arbeiteten. Manche hatten ihre gesellschaftliche Stellung behauptet und waren Journalisten geworden. So ein Bruder des Grafen Häseler, der unter einem anderen Namen die Zeitung „Herold" in Milwaukee leitete, sonst aber wie ein Edelmann lebte, und sich sogar arabische Vollblüter hielt. Auch mit manchem Abschaum kam ich zusammen, mit Anarchisten in Detroit, mit entlaufenen Matrosen in der Bowery und dem Tenderloin von Neuyork. Einst fuhr ich mit einem üblen Gesellen, der vom Transvaal kam und der aufs Geratewohl nach Borneo ging, weil er gehört hatte, daß dort aussichtsreiche Diamantenfunde gemacht worden wären, einem vaterlandslosen Kerl, der auf alles deutsche schimpfte. Wenn man einerseits leider nur zu oft die Erfahrung machen mußte, daß deutsche Söhne mit Verbitterung und Groll ihrer großen Mutter gedachten, so habe ich doch andrerseits oft gefunden, daß gerade Männer, die Jahrzehnte im Ausland gelebt hatten, sich immer abgünstiger über ihre neue Heimat aussprachen und immer sehnsüchtiger der alten gedachten. Solcher Art war der Pfälzer Castelhun, der größte Dichter, den die Deutsch-Amerikaner hervorgebracht haben. Auch ihn hat die Abenteuerlust nicht glücklich gemacht. Er betrieb als Arzt eine glänzende Praxis in St. Louis. Als er 300 000 Dollar erspart hatte und sich mit der Absicht trug, dauernd heimzukehren, da ließ er sich zu Goldminenspekulationen verleiten und verlor alles. Hierauf siedelte er nach San Franzisko über und gründete sich dort abermals eine ärztliche Praxis. Bis zu seinem Lebensende ließ ihn jedoch der Spielteufel nicht mehr los; er kaufte alle Lotteriepapiere, die ihm nur angeboten wurden, und verlor regelmäßig.

Abenteuer von Gefangenen.

Von früheren Deutschen ist wohl am bekanntesten auf diesem Gebiet König Enzio, den die Bolognesen 22 Jahre

in Haft behielten und der, in einem Fasse weggetragen, entdeckt wurde, weil eines seiner goldenen Haare aus einer Luke heraushing, sodann Graf Königsmark, der einer Prinzessin halber viele Jahre zu Hannover eingekerkert war, weiterhin wegen ähnlichen Schicksals der Pandurenleutnant v. Treskow, der eine Liebschaft mit einer preußischen Prinzessin anfing und daher von Friedrich dem Großen in Spandau eingesperrt wurde, jedoch einen Gang bohrte und entfloh und bei den Österreichern Kriegsdienste nahm. Von der Legende umrankt ist der schauerliche Hungerturm auf dem Hradschin zu Prag, in dem auch mehrere Deutsche schmachteten, und die Verbannung nach Sibirien.

Zu den meisten romantischen Erlebnissen in und nach der Gefangenschaft hat der Weltkrieg den Anlaß gegeben. Ich hörte einen Bayern, der in Turkestan es so gut hatte, daß alle Welt ihn zu Festen einlud und man ihm sogar ein Gewehr zur Jagd lieh. Ein Tiroler ward 1915 Universitätsprofessor in Tomsk. Ein Reichsdeutscher ehelichte eine russische Fürstin. Viele unserer Volksgenossen fanden in Spanien ein einziges „fideles Gefängnis". Interniert, ja, sie durften jedoch im ganzen Lande nach Lust und Laune herumstreifen. Um so elender ist es der Masse unserer Brüder ergangen, am elendesten in Avignon, wo noch immer einige dieser Ärmsten zurückgehalten werden, vier Jahre nach Kriegsschluß!

Romantisch war insbesondere die Flucht vieler Gefangener. Von überallher suchten sie auszubrechen, von England, von Frankreich, aus Griechenland und Rumänien, von Nordamerika — meist nach Mexiko — und von Rußland. Wir haben sicherlich noch nicht den kleinsten Teil all dieser Abenteuer vernommen. Am ehesten gelang die Flucht nahe der Front. Sie wurde um so schwieriger, je weiter man ins Innere verschleppt wurde. Doch war die weite Entfernung kein Hindernis; ja, die wurde von dem Entrinnenden oft noch durch einen Umweg vergrößert. So beschloß ein Deutscher

in Wologda, im Nordosten des europäischen Rußland, den Weg zur Freiheit über Baku am Kaspisee zu nehmen, statt zu dem unvergleichlich viel näheren Finnland. Als persischer Bettler verkleidet, durchwanderte er dann auf schmerzenden Sohlen Aserbeidschan und kam im westlichen Kurdestan zu deutschen Vorhuten und von da nach Berlin. Manche unserer Gefangenen entrannen aus Sibirien nach China und in die Mongolei, andere aus Brasilien, das mit uns kriegte, nach Argentinien, aus Kanada nach Skandinavien. Ein ganzer Gewalthaufe, der nicht weniger als 120 Köpfe zählte, entwich aus Taschkent nach Persien und erreichte teilweise Teheran. Die Abenteuer vervielfältigten sich, nachdem der Bolschewismus sich Rußlands bemächtigt hatte. Eine Schar schlug sich durch die Donsteppe, dem Kaukasus entlang, nach dem Schwarzen Meere durch. Andere fuhren, heimlich oder offen, mittels Bestechung, von Petersburg nach Finnland, nach dem Baltikum, von Georgien nach Bulgarien. Bis in die jüngste Zeit sind Deutsche, die vor der Sowjetherrschaft flüchteten, nach seltsamen Abenteuern bei uns in der Heimat angelangt.

Neun Deutsche, die vom Kap Juby kamen, sind in Las Palmas gelandet. Sie erklärten, sie seien ehemalige Soldaten, die in der Türkei von den Franzosen gefangen genommen wurden. Sie seien in Algerien interniert gewesen, nach dem Innern Marokkos gebracht und von Eingeborenen gefangen genommen worden, die sie an den spanischen Kommandanten des Postens von Juby verkauft hätten. Sie erklärten, es befänden sich noch weitere Deutsche in der Gefangenschaft dieses Stammes.

Militärinstrukteure.

Die Spartaner hatten ein Gesetz, das ihnen verbot, allzuhäufig mit demselben Feinde Krieg zu führen, auf daß nicht der Feind von ihnen, den Spartanern, ihre Künste erlernte. Das war ein gescheites und nützliches Gesetz. Umgekehrt hat

die deutsche Regierung zu wiederholten Malen ausdrücklich fremde Staaten mit deutschen Lehrmeistern versorgt. An und für sich kann man das nicht tadeln; es kommt eben alles darauf an, mit welchen Absichten und mit welchem Erfolge. Auch die Engländer haben gar nicht selten Instrukteure nach fremden Landen, insbesondere nach dem Balkan, nach Ägypten und nach Persien gesandt. Sie wußten aber, warum. Sie haben irgendwie die Sendung politisch ausgeschlachtet. Am Nil war sie ohne weiteres die Vorläuferin zur britischen Besetzung, und in Persien sollte sie es sein. Bei uns hat lediglich die Versorgung der Türkei mit unseren Instrukteuren einen greifbaren Zweck gehabt, da schließlich der Sultan unser Verbündeter wurde. Immerhin berührte es seltsam, daß einstens Schulenburg umgekehrt den mit Habsburg verbündeten Venezianern half, um die Türken zu vertreiben. In allen anderen Staaten trieben wir entweder keine weitblickende Politik oder, wenn vorhanden, haben wir keine Früchte von ihr zu erzielen vermocht. Wir lieferten Instrukteure an Japan und das ihm feindliche China, an die Argentinier und ihre Gegner, die Chilenen, an Griechen, Bulgaren und Türken.

Nachdem die Japaner zuerst französische Instrukteure gehabt hatten, obwohl doch 1870 den Ruhm des französischen Heeres stark gemindert hatte, zogen sie in den 1880er Jahren Deutsche heran, die drei Majore von Meckel, von Grutschreiber und von Blankenburg. Besondere Dankbarkeit haben sie stets dem späteren General Meckel bewahrt und haben ihm noch 1905 ein Denkmal errichtet. Seinen Lehren, so erklärten sie mit höflicher Geste, verdankten sie hauptsächlich die Siege über Rußland. In China wirkten der Hauptmann v. Reitzenstein (nicht mit dem obengenannten Rittmeister zu verwechseln), Falkenhayn und andere.

Man muß Instrukteure unterscheiden, die im amtlichen Auftrage kamen, von solchen, die sich auf eigene Rechnung und Gefahr zur Verfügung stellten; zu den letzteren gehörten:

Körner, v. Toll und zahlreiche andere Deutsche, die 1879 bis 84 für Chile gegen Bolivia und Peru fochten. Sie alle haben der Abenteuer eine schwere Menge erlebt. Schon der Schauplatz war mannigfaltig genug. Er wechselte von wasserlosen Wüsten zu feuchtem Urwalde und vereisten Hochgebirgskesseln. Einen von ihnen, den baltischen Baron v. Toll, einen Riesen von 2,04 m Länge, habe ich persönlich gekannt. Er war gerade aus dem gemeldeten Kriege zurückgekommen, und erzählte gern von seinen Erlebnissen. Er ist 1885 in Bonn gestorben. Sein Kamerad Körner aber, der in der neuen Heimat geblieben war, ward dazu berufen, das gesamte chilenische Heer zu reorganisieren. Einige Zeit darauf kam Arent, der unter Moltke im Generalstab und zwar in der russischen Abteilung gewesen war, nach Argentinien. Als sich die Lage zwischen den beiden südamerikanischen Freistaaten zuspitzte und bald nach der Wende des Jahrhunderts ein Krieg auszubrechen drohte, da wurde Arent Chef des argentinischen Generalstabes. Zu gleicher Zeit war Körner Generalissimus der Chilenen. Wenn also der Ausbruch erfolgt wäre, so hätten sich zwei Deutsche als Führer der feindlichen Südamerikaner gegenübergestanden. Durch Vermittlung des englischen Obersten Holdich, der 1903 einen versöhnenden Schiedsspruch fällte, wurde jedoch der Ausbruch vermieden.

Andere freiwillige Instrukteure gingen nach dem Balkan, insonderheit nach Rumänien und Bulgarien. Die Herrschaft deutscher Fürsten daselbst hat die Berufung erleichtert. Eine große Rolle spielten derartige Freiwillige, die namentlich aus Österreich stammten, in Persien, wo sie zu hohen Ehren aufstiegen und Engländern wie Russen ein Dorn im Auge waren. Neben den Offizieren wirkten, genau wie in der Türkei, deutsche Ärzte, wie denn das deutsche Lazarettwesen überall vorbildlich war, und auch in Japan fast ohne Änderung übernommen wurde.

In Siam war ein Münchner, Trumpp, zehn Jahre lang

Generalarzt der ganzen siamesischen Armee, und ein Hannoveraner war der Leiter des siamesischen Eisenbahnwesens. Ein Bremer, Ernst, war jahrelang Direktor des assamesischen Eisenbahnwesens. Man wird einräumen, daß solche Dienste von großem Wert für Staaten sein können, die uns feindlich werden können, wie denn tatsächlich Siam und Indien es im Weltkrieg geworden sind. Als 1891 eine gefährliche Hungersnot in Rußland ausbrach und es sich darum handelte, den notleidenden Norden von dem fruchtbaren, begünstigten Süden aus zu versorgen, da zeigte sich die russische Bahnverwaltung so unfähig, daß im Gouvernement Cherson sich 30 000 Waggons beladen mit Getreide zu einem unentwirrbaren Knäuel stauten. Nachdem dieser Mißstand einige Wochen gewährt hatte und viele schon im Norden verhungert waren und sich kein Mensch mehr Rats wußte, da berief der Zar einen Deutschen, den baltischen Oberst Wentrig, Führer eines Genieregiments. Dieser schaffte alsbald Ordnung.

Überblick des Landsknechtstums.

Unser Vorwurf ist noch von niemand aufgegriffen worden. Es gibt, soviel ich weiß, kein Buch, keine zusammenhängende Darstellung, über die Taten, die Deutsche für fremden Nutzen verrichtet haben. So ist denn auch die Frühzeit des Landsknechtstums noch nicht erforscht; man muß sich mühsam zerstreute Nachrichten zusammenstellen. Ganz kurz wollen wir die germanischen Söldner berühren, die ein halbes Jahrtausend durch ihr Leben für die Römer in die Schanze schlugen; denn wir können nicht wissen, ob wir in diesen Söldnern alte Deutsche oder alte Engländer, Holländer, Skandinavier zu erblicken haben. Cäsar hatte eine germanische Leibwache und gewann durch germanische Reiter die Schlacht bei Pharsalus, die ihm die Weltherrschaft einbrachte. Germanische Kohorten und Legionen waren in Ägypten, Syrien und Britannien in Garnison. Man hat sogar vermutet, daß Arminius, dessen Namen eine Handschrift mit Armenius wieder-

gibt, Kriegsdienste für Rom in Armenien geleistet habe; wahrscheinlicher ist freilich, daß der Name auf den alten Gott Ermen zurückgehe, nach dem die Irminonen und die Irminsul heißt, zumal wir auch eine Irmengard und Irma haben. Viele germanische Stämme halfen dem Attila ein Großreich von Turkestan bis Frankreich zu errichten. Frühzeitig nahmen germanische Fürsten wie Alarich Hilfsgelder von Konstantinopel, um für Byzanz zu kämpfen, und Germanen bildeten einen beträchtlichen Teil der Soldaten, die bei den byzantinischen Thronwirren um 500 mitwirkten. Germanische Krieger machten den Zug mit, den ein byzantinischer Feldherr 576 nach Südrußland unternahm. In Byzanz taucht auch zum erstenmal ausdrücklich die Bezeichnung „Deutsche Legion" auf. Sie diente auf Kreta und war 1081 ein Teil der Garnison von Konstantinopel. Die Legion galt für besonders zuverlässig. Auch einen ihrer Führer kennen wir, da sein Name in den byzantinischen Chroniken erhalten ist. Er hieß Gilprakt, also etwa Hilprecht. Diese Legion erhält sich neben den Warägern, den skandinavischen Söldnern, bis zum 12. Jahrhundert.

Byzanz konnten auch die deutschen Hilfstruppen nicht vor dem Sturze bewahren. Dagegen war es von weltpolitischer Bedeutung, daß deutsche Krieger dazu beitrugen, die Macht Englands aufzubauen. Bevor Wilhelm der Eroberer von der Normandie nach England übersetzte, ließ er in Köln, allem Anschein nach ganz öffentlich, Werbebüros einrichten. Man findet keine Spur davon bei den Annalisten, daß dieser Übergriff Befremden erregte. Heinrich IV., der ein Jahr zuvor in dem jugendlichen Alter von 15 Jahren mündig erklärt worden war, hatte genug damit zu tun, die Widerspenstigkeit seiner Fürsten und des sächsischen Volkes zu unterdrücken. Jahrhunderte später bluteten wiederum deutsche Söldner für englische Herren. Das war, als der Banden-

[1]) Schlosser 8, 466.

führer Schwarz mit 2000 Mann am Kriege der weißen und roten Rose in England teilnahm.[1]) Schwarz starb 1487.

Auch auf dem Balkan betätigten sich bereits deutsche Ritter. Manfred aus dem Hause Hohenstaufen hatte welche unter sich, als er die Gegend von Durazzo eroberte. Sein Werk war jedoch umsonst; die Anjous kamen und bemächtigten sich Albaniens. Von vornherein waren für fremde Zwecke die deutschen Söldner eingestellt, die fast ein Jahrhundert später nach Serbien kamen. Duschan der Große, um 1350, hielt sich Haufen solcher Söldner. Es scheint, daß auch schon seine Vorgänger diese Gepflogenheit geübt hatten.

In Osteuropa gab es gegen 1400 drei Großmächte: die Osmanen, Litauen, die Goldene Horde. Jagello und noch mehr sein Vetter Witauwat waren die Gründer des litauisch-polnischen Reiches. Im Jahre 1399 zog der Großfürst Witauwat gegen Kiew. Er hatte 500 deutsche Ritter unter seinen Kriegern. Als er elf Jahre später bei Tannenberg kämpfte, halfen ihm Tausende von deutschen Söldnern gegen den deutschen Orden. Die genaue Zahl ist nicht bekannt; sie muß aber beträchtlich gewesen sein. Es wird berichtet, daß die beiden, Jagello und Witauwat (Witold) zusammen 160 000 Mann hatten, während der Orden nur über 83 000 verfügte. Unter den litauischen Streitkräften waren 23 000 deutsche und tschechische Söldner, die deshalb angeworben waren, weil sie Schießgewehre hatten. Der Tag von Tannenberg war von weltgeschichtlicher Bedeutung. Er brachte den Niedergang unseres Ansehens im Osten. Es hat Jahrhunderte gedauert, ehe wir den Schlag verwanden. Und diesen Schlag haben uns auch Deutsche versetzt, vielleicht 15 000 an Zahl. Sie halfen einem halbwilden, halbheidnischen Litauer gegen ihre eigenen Landsleute.

Mitten in diese Begebenheiten hinein sind die Abenteuer von Schildtperger gestellt. Er war ein Münchner, der schon 16 jährig an einer Kriegsfahrt teilnahm. Gegen das gefähr-

liche Vordringen der Osmanen hatte Kaiser Siegmund eine auserlesene Schar aus der gesamten abendländischen Ritterschaft berufen, darunter auch Engländer und Franzosen. Er führte seine gesammelten Streitkräfte nach der unteren Donau und stieß 1396 bei Nikopolis auf den Sultan Bajazid. Siegmund wurde geschlagen. Viele Grafen und Barone gerieten in türkische Gefangenschaft.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts begann die auswärtige Verwendung von Schweizer Landsknechten. Im 16. Jahrhundert nahmen deutsche Fürsten und Mannschaften Dienste in Frankreich, zum Teil um die Guisen gegen die Bourbonen zu unterstützen. Gleichzeitig wanderten viele deutsche Abenteurer nach Rußland, um als Soldaten oder Handwerker für Iwan den Schrecklichen zu arbeiten. Es entwickelte sich bald ein deutsches Viertel in Moskau. Eine große Härte war dabei, daß Fremden, die einmal nach Rußland gekommen waren, abgesehen natürlich von diplomatischen Vertretern, die Rückkehr durch Gesetz versagt blieb, daß sie bis zu ihrem Tode in Rußland verbleiben mußten. Die Ursache war die Besorgnis, daß Fremde sich als Spione betätigen und anderen Regierungen ihre Kunde von Land und Leuten vermitteln könnte. Genau so war es in Japan. Nicht nur durften Fremde, mit einziger Ausnahme der holländischen Kaufleute in Nagasaki, Zeit ihres Lebens Japan nicht verlassen, sondern es wurde auch Japanern, die irgendwie trotz des strengen Auswandererverbotes nach dem Ausland geraten waren, die Heimkehr nicht verstattet. Uns ist der rührende Brief eines deutschen Schiffszimmermanns erhalten, der Schiffbruch gelitten hatte und nun für die Japaner arbeitete. In dem Briefe fleht er jedermann, der in dessen Besitz komme, an, sich nach seiner Frau und seinen Kindern, die er daheim zurückgelassen, zu erkundigen und betet zu Gott, daß es auch ihm vergönnt sein möge, sie einst wiederzusehen. Es scheint, daß der Brief, nach wer weiß wieviel Irrfahrten, richtig in die Hände der

Empfängerin gelangt sei; wir wissen aber nicht, ob jemals ein Wiedersehen gelang. Später wurde durch den Druck der Großmächte, besonders Rußlands, die Lage von Schiffbrüchigen in Japan etwas besser. Wir erfahren von mehreren Fällen, daß einige russische und einige amerikanische Schiffbrüchige, allerdings nach langen mühsamen und von seiten des Shogunats widerwilligen Verhandlungen, nach Verlauf von mehreren Jahren zurückgesandt wurden.

Zu besonders vielen Gelegenheiten von Reisläuferei gab erstlich die Türkei, zweitens Venedig, drittens England mit seiner hannöverisch-hessischen Legion, viertens die nordamerikanische Union und fünftens Napoleon den Anlaß. Auch nahmen häufig deutsche Offiziere und Staatsmänner Kriegsdienste in Dänemark, Schweden und Rußland. Eine neue ungesunde Blüte entfaltete das Landsknechtstum in der französischen Fremdenlegion. Die Deutschen in ihr trafen 1856 auf der Krim mit den Resten der hannöverschen Legion zusammen. Weitere Reisläufereien brachte der amerikanische Sezessionskrieg, brachten die vielen Kolonialexpeditionen der Holländer und das Abenteuer Maximilians in Mexiko.

Nach 1871 ebbte die Flut ab. Nur vereinzelte Abenteuerlustige gingen nach Java oder für Belgien und England nach Afrika. Der bedeutendste Afrikareisende aller Zeiten, Heinrich Barth, der den Sudan entschleierte und mit Mitteln, hundertmal geringer als sie Stanley zur Verfügung standen, in vier Jahren Übermenschliches leistete, arbeitete im englischen Auftrage. Wißmann war im Solde Leopolds II. von Belgien, bevor er Statthalter in Deutsch-Ostafrika wurde — einer der wenigen erfreulichen Fälle, wo unsere Reisläufer ihre im Ausland gewonnen Erfahrungen zum Wohle des Vaterlandes verwerteten.

Marokko wurde zum Teil von der Fremdenlegion erobert. Der Krieg um Kuba wurde durch deutsch-amerikanische Seeleute und Artilleristen gewonnen. Ein ganzes Regiment,

das von den Vereinigten Staaten nach den Philippinnen fuhr, soll ausschließlich aus Deutschen bestanden haben. Nach dem Weltkriege sind wiederum scharenweise unsere Landsleute in fremde Dienste getreten. Sie haben sich in niederländischen und britischen Kolonien, haben sich, wenngleich in sehr beschränkter Zahl, von Japan und Regierungen Lateinisch-Amerikas anwerben lassen. Zu der französischen kam eine spanische Fremdenlegion, die viele Deutsche aufgenommen hat. In den Heeren des Sowjets befanden sich ungefähr zwei Regimenter von Deutschen, außerdem beträchtliche Trupps von deutschen Gefangenen, die mitunter auf eigene Faust für den Sowjet fochten. So hatte ein junger Leutnant 5000 solcher Gefangenen in Taschkent vereinigt und neu eingedrillt. Er führte mit ihnen Krieg gegen die Engländer, die 15 000 Mann nach Turkestan geworfen hatten, wurde zu diesem Behufe von dem Sowjet mit Waffen und Nachrichten versehen und glaubte dadurch, daß er die Briten dämpfte — sie wurden aus Turkestan vertrieben — schließlich auch der deutschen Heimat zu nützen. Die genannten Regimenter waren zwar nicht zu einer eigenen Formation vereinigt, waren vielmehr unter die verschiedensten Verbände verteilt; die Gesamtzahl jener Verteilten hätte jedoch dazu ausgereicht, um den Rahmen von zwei Regimentern auszufüllen. Seit etwa einem halben Jahre hat außerdem Berlin eine Anzahl von deutschen Offizieren zur Verfügung gestellt, die als Beobachter, Instrukteure und Ratgeber sich den Moskowitern nützlich zu machen suchen. Daneben gibt es eine kleine Zahl von politischen Agenten, die halb von Berlin halb von Moskau angestellt sind, um zwischen dem Sowjet und dem Islam zu vermitteln. Einer der Abenteuerlichsten ist ein Lausitzer, ein noch ganz junger Mann. Er wurde gleich zu Anfang des Krieges von den Russen gefangen genommen und nach Sibirien geschleppt. Dort entrann er und entfloh nach der Mongolei, wurde aber von den Kosaken, die sich auch in der Mongolei Rechte

anmaßten, aufgegriffen und zurückgebracht. Er fiel jedoch die Treppe hinauf und wurde im Gefangenenlager mit der Aufgabe betraut, den russischen Offizieren Schnaps einzuschmuggeln. In dieser halbamtlichen Schmuggeleigenschaft konnte er frei alle russischen Lande durchfahren, um das wertvolle Naß aufzutreiben, und sammelte so bedeutende Kenntnisse. Einmal, da er sich auf einem Eisenbahnzuge in der Mandschurei befand, stieg er aus und wanderte zu Fuß nach Mukden, erhielt dort deutsche Unterstützung und meldete sich in Peking. Da hörte er, daß Hentig nach Kabul aufgebrochen sei und sagte: was der kann, kann ich auch! Er von Westen, ich von Osten. Flugs machte er sich auf und zwar als vornehmer Tatar verkleidet. Überall in China und im Tarimbecken wurde er von den Mohammedanern ehrenvoll aufgenommen und erhielt stets neue Begleit- und Empfehlungsschreiben. In der Nähe des Pamir angelangt, stieß er sein Gefolge ab und irrte ganz allein mit seinen Packtieren monatelang mitten im Winter in dem unwirtlichsten und kältesten Hochasien herum, mit der Absicht, nach Wachschan und von da nach Kabul vorzustoßen. In Dardistan, an den Hängen des Hindukusch, weilte er drei Wochen und kam durch Verrat eines einheimischen Häuptlings in die Hand der Engländer. Diese steckten ihn in ein Gefangenenlager, aber in ein mohammedanisches, da er als Türke galt. Erst nach acht Monaten wurde er als Deutscher erkannt und nach dem deutschen Lager von Achmednagar überführt. Nach Friedensschluß freigelassen, knüpfte er wichtige Beziehungen zu dem Sowjet und ist jetzt in Turkestan. Er ward der Busenfreund Tschitscherins.

Von der Römerzeit an, da germanische Reiter dem Cäsar bei Pharsalus die Weltherrschaft erstritten, bis in die jüngste Gegenwart: Immer dasselbe Bild! Abenteuerliche Volksgenossen, die es daheim nicht hält, stürmen ins Blaue und toben sich in der Fremde aus, wo sie ihre Kraft für

fremde Herren vergeuden. Solange Karl der Große und die Ottonen walteten, solange die Staufer und Habsburger mit mächtiger Hand das Szepter führten und wirklich Mehrer des Reiches waren, da war kein Anlaß, fremde Dienste aufzusuchen; sobald aber des Reiches Macht schwand und wo immer das Reich, statt sich auszudehnen, stillstand oder gar zurückging, da ist die verhängnisvollste aller Fremdtümeleien, die Reisläuferei, wieder ins Kraut geschossen. Nach 1871 ist sie fast ganz verschwunden, nur die französische Fremdenlegion und Holländisch Insulinde zogen noch vereinzelte Abenteurer an. Andrerseits haben sich nicht allzu viele, die es zu Hause nicht aushalten konnten, in unseren eigenen Kolonien betätigt: es war ihnen doch zu viel des Zwangs und der Bürokratie. Nach 1893, da die Wilhelmstraße in Untätigkeit versank, da das Reich keine Erwerbungen mehr betrieb, da ist langsam die Zahl der Reisläufer wieder angeschwollen. In der Gegenwart vollends hat sie sich abermals ins Ungemessene vermehrt, und es ist noch nicht abzusehen, wann die Flut wieder in Ebbe umschlagen mag. Neuerdings haben sogar die Spanier im Rif eine Fremdenlegion gegründet, in die viele deutsche Offiziere und Mannschaften (meist aus der französischen Legion entflohen) aufgenommen wurden.

Kulturelle Reisläufer.

Die Schweizer Ilg und Münzinger berieten den Kaiser Menelik von Abessinien. Ein deutscher Universitätsprofessor wurde der Rechtsbeistand, namentlich in Patentsachen, für die japanische Regierung. Gar viele Deutsche wurden Beamte und Ärzte in holländischen Diensten auf Java und Sumatra. Düring Pascha wurde Generalarzt der Türkei und Leibarzt des Sultans. Unzählige Deutsche dienten als Kulturbeförderer den Rumänen, den Ungarn, den Tschechen, den Russen, endlich Nord- und Südamerikanern.

Jakob Reineggs war die rechte Hand des georgischen

Königs Heraklius, der 1762—1798 regierte. In dem asiatischen Staate führte Reineggs eine Polizeiordnung nach europäischem Muster ein. Er lehrte die Georgier, Pulver herzustellen und Geschütze zu gießen. Der Nutzen hiervon ging jedoch bald verloren, da Georgien seine Unabhängigkeit verlor und unter die russische Fuchtel geriet.

Man weiß, daß die englischen Missionäre letzten Endes zumeist politischen Zwecken dienen. Infolgedessen kann auch die Tätigkeit deutscher Sendlinge, die für Großbritannien wirkten, in keinem anderen Lichte gesehen werden. Es ist ein Wirken für fremdstaatlichen Nutzen. Im Jahre 1721 ging Ziegenbalg als britischer Missionar nach Indien. In gleicher Eigenschaft reisten die Schwaben Krapf und Rebmann in den 1850er Jahren nach Ostafrika und entdeckten auf ihren Wanderungen den Kenia und den Kilimandscharo. Den Missionären gesellten sich die Ärzte, die Sanskritisten, die Chemiker, die Ingenieure. Was haben nicht allein Leitner und Gritzschner für die Erschließung Dardistans durch ihre ethnologischen und sprachlichen Entdeckungen getan! Sie haben dadurch dem Vordringen der britischen Macht bis in den Hindukusch den Weg bereitet. Mehrere deutsche Sanskritisten, wie Trumpp (Vater des siamesischen Generalarztes), Kielhorn und Bühler lehrten auf indischen Hochschulen und behielten sogar die Gewohnheit bei, nachdem sie auf deutsche Universitäten berufen, ihre Schriften noch weiterhin in englischer Sprache herauszugeben. Max Müller, ein Hauptförderer des Sanskritstudiums und aller Sprachwissenschaft, lehrte zu London, und sein Sohn trat in das Foreign Office. Abgesehen davon, daß die Söhne solcher Gelehrten, wie dies Beispiel zeigt, häufig ihr Deutschtum verlieren, darf man den belehrenden und belebenden Einfluß, den unsere Philologen und Ethnologen ausübten, keineswegs unterschätzen. Wurde doch durch ihre gründliche Forschung es mit ermöglicht, den Sinn der von Weltbritannien und anderen Staaten beherrschten

oder noch zu beherrschenden Völker klar zu erkennen. Schließlich geht es bei der Völkerkunde, bei der Völkerpsychologie, wie der Weltkrieg deutlichst offenbart hat, um Millionen von Menschen und Milliarden von Gütern! Nicht selten wurden übrigens die deutschen Kulturträger unmittelbar politische Agenten fremder Staaten. So hat ein Arzt Ansorge zeitweilig Uganda verwaltet, wobei er auch militärisch eingreifen mußte. Der deutsche Revolutionär Moleschott, der bekannte Chemiker, ist Senator in Rom geworden. Der Sohn eines Deutschen, der sich als Hellene naturalisieren ließ, Herr von Streit, wurde griechischer Gesandter in Berlin. Ein anderer, Schliemann, ist einflußreicher Parlamentarier und unterhält den größten politischen Salon von Athen. Ein Sohn des revolutionären Herwegh, der nach der Schweiz geflohen war, Marcel Herwegh, lebte eine Zeitlang in Genf und dann in Paris und wurde als französischer Politiker ein ausgesprochener Deutschenhasser. Milner, der, in Tübingen geboren, seine Laufbahn bei der Pall Mall Gazette begann, dann vom Foreign Office nach Ägypten gesandt wurde, hat als High Commissioner von Südafrika und als Mitglied der Peers vielfach gegen uns gewirkt. Ähnlich ist Lord Goschen, einst erster Lord der Admiralität, ein Verwandter der Leipziger Verlegerfirma Göschen. Ebenso haben zahlreiche Deutsche, die in Rußland und Amerika politischen Einfluß erlangten, diesen zur Stärkung ihres Adoptivvaterlandes und nicht selten gegen das Mutterland ausgeübt.

Am häufigsten ist der Fall, daß Deutsche als Kaufleute und Ingenieure im Auslande eine bedeutende Stellung erringen und so den Reichtum ihrer neuen Heimat fördern, was schließlich sich auch politisch bemerkbar macht. Ein Drittel der Londoner City soll deutschen Ursprungs sein. Die Astor und die Rockefeller stammen aus der Gegend von Mannheim. Der kalifornische Zuckerkönig Spreckels ist ein Mecklenburger; auch sein Nebenbuhler, Havemeyer, trägt einen deutschen

Namen. Von Pullmann, dem Schöpfer der gewinnbringenden Schlafwagengesellschaft, wird der deutsche Ursprung bestritten. Ein Pfälzer, aus Neustadt, begründete 1883 die Northern Pacific, jenen wichtigen Schienenstrang, der Nordamerika durchquert und verschaffte sich das Geld dazu nicht zum geringsten Teile aus Deutschland. Er war ein richtiger Abenteurer. Er war zuerst Zeitungsmann und als solcher Kriegskorrespondent und dann Finanzier großen Stiles. Überhaupt sind viele Pfälzer in den Vereinigten Staaten Bankengründer und -direktoren geworden. Auf demselben Blatt steht es, wenn ein deutscher Ingenieur, Röchling, die Brücke, die einst das Staunen der ganzen Welt erregte, über den East River schlug, Neuyork und Brooklyn verbindend.

Ein ähnliches Bild in Rußland. Dort hat ebenfalls ein Zuckerkönig, der zufällig auch König hieß, unermeßlichen Reichtum erworben und hat dem Zarenreich eine wichtige neue Industrie geschaffen. Neben Engländern waren es Deutsche, die zu Lodz die Weberei einführten. Hamburger Firmen, wie Kunst und Albers und ein Halberstädter Metallhaus haben ein gut Teil dazu beigetragen, die kommerziellen und mineralischen Schätze Ostsibiriens für die Russen zu erschließen. In Moskau nimmt die deutsche Kaufmannschaft, die im zweiten Geschlechte schon verrußt, einen ansehnlichen Platz ein. Bei Industriegesellschaften war es geradezu Gesetz, daß ihre Inhaber Russen waren; so ist es nicht zu verwundern, daß die Deutschen, die im Zarenreiche die Siemens-Schuckert- und die Diesel-Motorengesellschaft leiteten, ihrer Heimat entfremdet wurden.

Japan hat bewußt und gewohnheitsmäßig deutsche Lehrmeister und Organisatoren auf allen möglichen Gebieten herangezogen, und Jahre hindurch, wenn nicht auf Lebenszeit, an sich zu fesseln gewußt. Das Gesetzbuch, Post und Telegraphen, das Forstwesen, die Lazarette und zur Hälfte das Heerwesen, die Museen und Schulen, alles wurde von

Deutschen und nach deutschen Mustern eingerichtet. Es kam so weit, daß in einigen Fakultäten der Hochschule von Tokio, so in der medizinischen und in der philologischen, wie auch in rein philosophischen Fächern deutsch geradezu die Lehrsprache wurde. Ein Stuttgarter, Dr. Bälz, war jahrzehntelang der Leibarzt des Mikado. Von den Instrukteuren der Armee haben wir bereits gesprochen. Während jedoch früher diese in ihrer Eigenschaft als Fremde leicht erkennbar waren und auch amtlich als Ausländer auftraten, sind kurz vor dem Weltkriege etwa zehn deutsche Offiziere nach dem fernen Osten geschickt worden, um auf dem gleichen Fuße wie die einheimischen Offiziere dem japanischen Heere eingereiht zu werden. Am bekanntesten darunter ist der General Haushofer geworden, der ein ausgezeichnetes, für das Inselreich vielleicht ein wenig zu günstiges Werk geschrieben hat, das seine Eindrücke von jener Lehrzeit widerspiegelt. Alle diese Vorliebe für deutsches Wesen und die häufige Zitierung des einheimischen Sprichwortes: der Lehrer ist der zweite Vater, hat nicht gehindert, daß 1914 die Japaner sich unseren Feinden zugesellten und im Kriege gerade die Künste verwerteten, die sie von uns gelernt hatten.

Endlich Südamerika und Mexiko. Auch dort spielt unsere kulturelle Reisläuferei eine höchst beachtliche Rolle. Sie erzeugt eine Menge von Grenzfällen in der Art, wie wir sie oben[1]) erörtert und beleuchtet haben. Man kann nicht ohne weiteres sagen, daß die Befruchtung von Lateinisch-Amerika mit deutschem Geiste zum unmittelbaren Nachteil für uns erwachsen sei; man kann aber ebensowenig mit gutem Gewissen sagen, daß sie zum Vorteil für uns ausschlagen werde. In der Vergangenheit haben zwar Brasilien und Bolivia die Zahl unserer Feinde vermehrt; die Zukunft aber ist undurchsichtig und dunkel. Wiederum Völkerdünger oder aber neuer Aufschwung? Vorläufig freilich, das dürfen wir einräumen,

---

[1]) S. 99 ff.

dient das deutsche Element in Mexiko wie Südamerika zu einer Stärkung des Gesamtdeutschtums auf der Erde. Wie in Japan und Rußland, haben unsere Volksgenossen durch Kaufmannschaft, durch Technik und Gelehrsamkeit in den romanischen Freistaaten Lateinisch-Amerikas Ansehen errungen. So haben reichsdeutsche Firmen Drahtseilbahnen in den Anden und haben elektrische Zentralen erbaut. Deutsche Entdecker haben für Argentinien und Chile die letzten Rätsel ihrer Länder entschleiert. Deutsche Forscher und Gelehrte haben Akademien in Buenos Aires und Santiago di Chile gegründet, von denen eine Flut von Anregung und Wissen auf die einheimischen Kollegen ausströmt. Auch kommt es hin und wieder vor, daß einer unserer Landsleute sich politisch emporringt. So ist Lourenzo Müller Minister in Brasilien geworden. Wie vieler Landsleute Geschicke sind dort verschollen, wie viele Abenteuer wurden erlebt, von denen kein Sänger kündet! Nur der Zufall bringt manche seltsame Erlebnisse an den Tag. So sprach ich im Münchner „Franziskaner“ mit einem Münchner, der türkischer Offizier und dann hoher Beamter auf Java geworden war. So wurde ich mit einem Schlierseer bekannt, der im Auftrage Armours, des großen Fleischpackers von Chikago, ganz Südamerika und nicht minder Australien durchschweifte; mit einem Deutsch-Chilenen, der als Spekulant bis Westsibirien kam; ferner mit einem in Chile geborenen Hannoveraner, der bei den Königshusaren gedient hatte und sich im Weltkriege von Chile, ich glaube als Heizer, nach Deutschland zu seinem Regimente zurückfand; mit einem Münchner Uhrmacher (Haggenmiller), der 20 Jahre auf Upolu, einer Insel des samoanischen Archipels gelebt hatte und jetzt nach Mexiko ausgewandert ist, mit einem deutschen Goldgräber, der umsonst in Transvaal sein Glück versucht hatte, um sich hierauf den Diamantenfeldern Borneos zuzuwenden, mit einem hannöverischen Offizier, der in Alaska nach Gold suchte und dann einen „Plaats“ in Südwestafrika kaufte, und

weiß von einem Verwandten Bismarcks, der zu Durango in Mexiko sich als Estanziero niedergelassen hat. Von Mexiko aus wurde während des Weltkrieges ein dort geborener Deutscher, der Oberst und Doktor Krumgießer, als Geschäftsträger nach Berlin entsandt. Wäre das von unserem Staatssekretär Zimmermann ausgeheckte, aber so plump eingeleitete Bündnis mit Mexiko Wirklichkeit geworden, dann hätte man hier nicht mehr mit Fug von Reisläuferei sprechen können. So aber ist alles zerronnen und in Mexiko streiten sich Engländer und Yankees um die Vorherrschaft. Die Deutschen werden auch hier, sei es als Kaufleute, sei es als Pflanzer, in der Eigenschaft von Trockenwohnern gedient haben.

Abenteuerromane.

Alle Völker, von den Negern bis zu den Japanern und vor allem die Germanen, haben gern beim Lagerfeuer, beim rauschenden Festgelage oder, wie die Mohammedaner, unter der prallen Sonne des Jahrmarktes von Abenteuern sich erzählen lassen und haben sie dichterisch verherrlicht. Das Nibelungenlied ist die größte deutsche Verherrlichung der Art. Frühzeitig kam auch der Schelmenroman auf, wie Meyer Helmbrecht, der im 13. Jahrhundert in der Nähe von Burghausen spielt, und Till Eulenspiegel. Seit dem 16. Jahrhundert wurde Spanien auf diesem Gebiete maßgebend. Der Pikaro[1]) ward das Urbild der Streuner, Vagabunden und Landstörzer, das Urbild von Gil-Blas und von Grimmelshausens Simplizissimus. So sehr hatte der Abenteuerroman alle Sinne umsponnen, daß Cervantes dessen Verspottung für nötig fand: Er schuf den unsterblichen Don Quixote de la Mancha, den Ritter von der traurigen Gestalt. Auch eine weltberühmte Sonderart des Abenteurers, Don Juan, ist auf spanischem Boden erwachsen.

---

[1]) Von den Makamen der Araber beeinflußt.

Einen Nachklang der Kreuzzüge und ihrer farbigen Ereignisse, der Karolinger- und der Ottonenzeit, bedeuten die Volkssagen, die etwa im 15. Jahrhundert entstanden sind; Gustav Schwab hat sie in einem unserer beliebtesten Volksbücher gesammelt. Der Schauplatz ist häufig das Ausland, zumal der Orient. Seit dem 17. Jahrhundert kommen Seefahrergeschichten in Schwang. Jedem Kind vertraut ist Robinson Crusoe, aber nicht jedermann weiß, daß der Vater Robinsons, der wirklich gelebt hat, ein Deutscher war. Er war in Bremen geboren und wanderte von dort nach England aus. Er hieß Kreutznaer; das wurde in England zu Crusoe verunstaltet. Der Vater, ein erfolgreicher Kaufmann, heiratete ein Fräulein Robinson. Die drei Söhne, die dem Ehebund entsproßten, wurden dann Robinson Crusoe genannt. Der Älteste wurde englischer Oberstleutnant und fiel bei Dünkirchen gegen die Spanier. Der zweite wurde Gelehrter. Der dritte, der Freund unserer Kinder, ging auf See. Nach allerlei Abenteuern an den marokkanischen Küsten fuhr Robinson nach Brasilien und wechselte dann den Kurs nach den karaibischen Inseln; das war 1659. Das Leben, das dann der Schiffbrüchige auf einer einsamen Insel führte, war die historische Grundlage der Kindermär. Sie wurde von Daniel Defoe 1719 geschaffen, der auch verschiedene andere abenteuerliche Geschichten und außerdem theologische und historische Schriften und eine Abhandlung gegen die Türken geschrieben hat.

Defoe hat viele Nachahmer in Großbritannien und auf dem Festlande gefunden. Einen neuen Aufschwung erfuhr der Abenteuerroman durch die Wiederaufnahme überseeischer Entdeckung seit Cook um 1770 und durch die amerikanischen Freiheitskämpfe. Mit seltsamer Einseitigkeit wandten sich die deutschen Leser den Indianergeschichten zu. Das unsterbliche Vorbild ist Coopers Lederstrumpf. Bei uns hat der Östreicher Postl, genannt Sealsfield, den amerikanischen Aben-

teuerroman, bei dem er aber keineswegs bloß die Indianergeschichten berücksichtigte, auf die Höhe gebracht. Seinen Spuren folgt Gerstäcker, gestorben 1872. Als Heizer und Matrose, als Landarbeiter und Holzhauer, als Goldschmied und Pillenfabrikant, als Koch und Jäger verdiente er in Nordamerika sein Brot. Von Heimweh ergriffen, ging er 1843 nach Deutschland und schrieb seine ersten Bücher. Dann erfaßte ihn wieder das Fernweh, die Reiselust, und er besuchte Südamerika und Australien. Nachdem er sich lange als armer Schlucker durchgeschlagen, sollte er es auch einmal gut haben. Der Schützenherzog Ernst von Gotha nahm ihn nach Ägypten und Abessinien mit. Gerstäckers Schilderungen verraten kein Übermaß von Phantasie, sind aber gerade deshalb als Kulturdokumente wertvoll, besonders für die Stimmungen und Zustände unserer Auswanderer.

Für weitaus den bedeutendsten Schöpfer auf diesem ganzen Gebiete erachte ich Sir John Retcliffe. Das ist durchaus kein englischer Baron, wie der Name deutet; denn er ist weder Engländer noch Baron, sondern ist ein deutscher Postrat, namens Gödsche, der auf verschiedenen Reisen, jedoch, wie es scheint, nur in Europa die nötigen Erfahrungen für seine ausgezeichneten Werke gesammelt hat. Diese bilden eine ganz besondere Abart der Literatur: Es sind politische Abenteuerromane. Sie spielen in den 1840- und 50 er Jahren und führen uns von Uruguay, wo Garibaldi kämpft, zum Kaukasus und zum Ganges. Es ist ganz erstaunlich, ja schier unfaßbar, mit welcher Meisterschaft dieser Postrat nicht nur in den Geheimnissen aller Verschwörer und der europäischen Kabinette sich auskennt, sondern auch die Sprache so der vornehmen Welt wie der Gauner, seiner Landsleute wie der Russen und Türken beherrscht. Auch sollte man glauben, so eine Büroseele, namentlich einer vormärzlichen, sei ein gewaltig trockener Hering. Aber weit gefehlt! Er schreibt sehr lebendig, lustig und leidenschaftlich. Am verblüffendsten ist

die Darlegung des Einflusses, den damals schon, obwohl den meisten verborgen, die Juden ausübten, und die Prophezeiung ihres die Erde umspannenden Erfolges. In der Neuzeit wurde Retcliffe durch Karl May in den Schatten gestellt. Es ist nicht ganz leicht über den Radebeuler gerecht zu urteilen. Er war im Leben ein unverfrorener Renommist. Er ritt schlecht und konnte richtig kaum eine der 26 Sprachen, deren er sich rühmte. Immerhin ist nicht zu leugnen, daß die Himmelstochter Phantasie ihm genaht ist und daß Karl May das Verdienst hat, den Sinn vom Gelderwerb abzulenken, zu rüstigen Taten anzuspornen und zu hoher Heldengesinnung emporzuziehen. Auch geben seine Bücher — 19 von seinen 49 sind den Indianern gewidmet — ganz anschauliche Vorstellungen von allerlei Länder und Leuten, um die sich sonst der Leser nicht gekümmert hätte. Wenn er auch die türkischen und arabischen Gespräche sich von orientalischen Tabakhändlern, die in Dresden verkehrten, besorgen und herrichten ließ, so ist doch wenigstens das Türkisch und das Arabisch vollkommen einwandfrei. (Wo er keine Vermittler hatte, wie bei dem dreibändigen Werke über Albanien, da hat er bezeichnenderweise auch nicht einen einzigen albanischen Satz). Wenn er die meisten Gegenden seiner Abenteuer nicht gesehen hat, so schildert er sie doch so ziemlich wahrheitsgetreu. Ich möchte da eine merkwürdige Einzelheit erwähnen. In dem Romane „Von Bagdad nach Stambul" greift ein Zweikampf in einem unterirdischen Labyrinth bei Baalbek Platz. In der ganzen Literatur wird man vergeblich nach einem solchen Labyrinthe fanden. Zufällig traf ich nun einmal den Archäologen Brandenburg, der Vorderasien wie seine Westentasche kennt: der erzählte von unterirdischen Gelassen, die er ausgerechnet bei Baalbek entdeckt habe, mit dem Zufügen, daß bis jetzt noch nichts darüber veröffentlicht sei.

Den Reigen schließt Nord, der eine Spezialität pflegt, nämlich politische Verwicklungen in Mittelasien. Er gibt

Karl May an Phantasie kaum nach und hat den Vorteil, daß er Türkei, Persien, Turkistan, Sibirien und Nordchina aus eigener Anschauung kennt und sozusagen wissenschaftlicher zu Werke geht. Seine bekanntesten Bücher sind Sir Anusch, Das Land ohne Lachen und der Blaue Teppich.

Viel Blut unnütz vergossen.

Das beliebteste aller Märchen ist Hans im Glück. Was tut der Hans? Er ist brav und fleißig und schafft für seinen Herrn. Reichen Lohn erhält er von ihm, einen ganzen Klumpen Gold. Er vertauscht das Gold für ein Pferd, das Roß für einen Esel. Sein Besitz vermindert sich nach und nach bis auf einen Mühlstein, der in einen Brunnen fällt. Arm und ledig, wie er auszog, kehrt er in seine Heimat zurück. Hans weiß zu erwerben, aber er versteht es nicht, das Erworbene zu bewahren.

Der berühmteste unserer Heldengesänge ist das Nibelungenlied. Was ist der Stolz der Nibelunge? Ein großer wertvoller Schatz. Und was geschieht zuletzt mit dem Schatz? Er wird im Rhein versenkt und ist verschollen, ohne fürderhin einen Menschen zu erfreuen. Welch Schicksal hat der Hauptheld Siegfried? Er wird ermordet, und seine Witwe heiratet einen Hunnen. Und was tun andere Helden, Rüdiger und Dietrich? Sie stehen im Dienste eines Volksfremden, eines Volksfeindes, Königs Etzels. Sie helfen ihm, ihre germanischen Freunde, die Nibelunge, zu dämpfen, ja zu vertilgen.

Hei, wie ist die See so grün und der Himmel so blau! Wie duften die Blüten, wie zwitschern die Vögel, wie lockt und leuchtet der Lenz!

Wo wir uns der Sonne freuen
Sind wir jede Sorge los,
Daß wir uns in ihr zerstreuen
Darum ist die Welt so groß.

Herrlich ists, in die blaue Ferne zu wandern. Aber das Jahr wird älter; die Sonne brennt erbarmungslos auf fremder Erde; Fieber steigt aus den Sümpfen auf. Die Sinne wirbeln, die Sinne erschlaffen. Müde sinkt der Arm. Matter schlagen die Pulse. Wirre Träume stören den unruhig Schlummernden. O, wie war es doch in der Heimat so schön, und jetzt hier in der Fremde, wie ist alles so feindlich! Das Fieber schleicht durch alle Glieder und umnebelt den Geist. Es ist bitter, zu sterben in der Fremde, lieblos, freundlos, zwecklos! Denn sterben für wen?

So ziemlich alle Völker der Erde haben Lust an Gefahr, an Wanderung, an Abenteuer. Aber nicht leicht in dem Maße, wie der Deutsche. Frau Aventiure lachte den Rittern des Mittelalters in Kampf und Liebesspiel, und der Drang in die Weite verlockt noch heute gar viele deutsche Bauernsöhne, Handwerker und Angehörige der freien Berufe zur Auswanderung. Unsere Geschichte beginnt mit verwegenen Fahrten in die Fremde. Die Sehnsucht nach farbigen Erlebnissen trieb Zimbern und Teutonen über die Alpen, Ariovist über den Rhein und den Arminius, im Heere der Römer zu dienen. Die Vandalen, einst an der Weichsel wohnend, gelangten bis Spanien; sie verschmachteten im heißen Sande Nordafrikas. Kaiser Karl und seine Paladine fochten südlich der Pyrenäen, im Herzogtum Benevent, in Dalmatien, in der ungarischen Pußta. Wie bei den frühesten Anfängen, so im Verlauf unserer ganzen Geschichte. Auf die Romfahrten folgten die Kreuzzüge, auf die Eroberungen der Babenberger, der Welfen, des Deutschen Ordens im weiten Osten die Entdeckungen über See. Die Neue Welt füllte sich mit Millionen deutscher Siedler. Unsere Bauern wurzelten ein an der Wolga und im Kaukasus, in Algerien und Südafrika, in Australien und Brasilien, in Turkestan und Sibirien. Der Weltkrieg hat vollends unsere Söhne und Töchter durcheinandergewirbelt. Kein Erdteil, kein Weltmeer, kein noch

so entfernter Strich unseres Planeten, der nicht deutsche Taten und Leiden gesehen hätte.

Es gibt zweierlei Arten von Abenteuern: solche, die zu Frommen des Täters, seiner Sippe und seines Volkes ausschlagen, und solche, wo der frohe Wagemut lediglich anderen nutzt, Abenteuer, die den Helden und sein Volk ins Verderben führen. Ich wollte hier von Erlebnissen künden, die außerhalb des staatlichen Zusammenhanges unternommen wurden. Unausbleiblich ist die Folgerung, die sich daran knüpft. Mit Verwunderung und Bestürzung wird man gewahr werden, wie unendlich viel kostbaren deutschen Blutes für fremde Herren und Staaten verspritzt wurde. Gewiß, auch andere Länder sind von diesem Schicksale nicht verschont geblieben. Auch andere Länder haben ihre Söhne und Töchter für fremde, für schädliche, für volksfeindliche Zwecke hergegeben. Tscherkessen kämpften auf allen Schlachtfeldern Europas, Vorderasiens und Nordafrikas, und Tscherkessinnen waren in allen mohammedanischen Harems begehrt. Der Emir von Kordova hatte eine ungarische Leibwache. Schotten und Iren dienten den Bourbonen und den Habsburgern, wie denn Wallenstein durch einen Iren, Butler, ermordet wurde. Selbst die Briten haben einen derartigen Blutzoll der Fremde gezahlt. Britische Offiziere fochten in Spanien und Südamerika, fochten für Sultan und Khediven und den Scherifen von Marokko; britische Admiräle befehligten die russische Flotte gegen den Großtürken 1770 bei Tenedos. Italienische Söldner standen bei der Schlacht von Hemmingstedt (1507) gegen die Dithmarschen und Garibaldi lieh seinen Arm den Rebellen in Montevideo, und später, 1871, half er den Franzosen bei Dijon. Die Chinesen, die Inder, die Schwarzen haben ihr Blut für alle möglichen Herren verspritzt. Aber kein Volk der Erde hat so viel Landsknechte für fremde Heere gestellt, kein Volk hat unnütz oder geradezu zu seinem eigenen größten Schaden so viel Blut vergossen wie das

deutsche. Nur zu oft erwies sich Frau Aventiure als ein Irrwirsch, der uns in den Sumpf lockte. Und nur zu gut haben es die anderen verstanden, aus der Haut des deutschen Michels Riemen zu schneiden, die deutschen Rosse an den eigenen Wagen zu spannen! So wurden die hannöverschen und hessischen Soldaten für England, die Schweizer Leibwachen und die Fremdenlegion für Frankreich geopfert. Deutsche Generäle bauten das Zarenreich auf und 180 000 Deutsche bluteten in den 1860er Jahren für die Vereinigten Staaten von Amerika.

Im Weltkriege kämpften unzählige unserer Brüder in den Heeren des Zaren und des amerikanischen Präsidenten. Gegen 5000 Elsässer, die wohl nicht alle französisch als Muttersprache gelernt hatten, liefen zu den Feinden über. Allein noch weit schlimmer ist die Lage heute! Sechs Millionen unserer Volksgenossen wurden von Österreich abgesprengt, über vier Millionen, das Saargebiet nicht mitgerechnet, vom Deutschen Reiche. Errungenschaften der glorreichen Revolution! Einst verkauften Fürsten einige Zehntausend ihrer Landeskinder ans Ausland, jetzt geben die Demokraten von Berlin Millionen ihrer Volksgenossen den Feinden preis. Jetzt werden deutsche Soldaten für Italien in Südtirol, für die Tschechoslowakei in Böhmen und Mähren, in Elsaß-Lothringen für Frankreich und in dem Nordwestzipfel des alten Reiches für Belgien ausgehoben, während das alte Untertanenverhältnis in Rußland und den Vereinigten Staaten noch immer andauert. Aber nicht genug damit! Nicht nur gezwungen werden Deutsche für fremde Heere gepreßt, sondern auch freiwillig suchen sie fremden Dienst auf, in der französischen, in der spanischen Fremdenlegion, in den holländischen Kolonien, in Japan und Südamerika. Wann wird es endlich so weit sein, daß Deutsche nur für das Deutschtum fechten, daß alle verlorenen Söhne wieder zurückkehren zur großen Mutter Germania?



